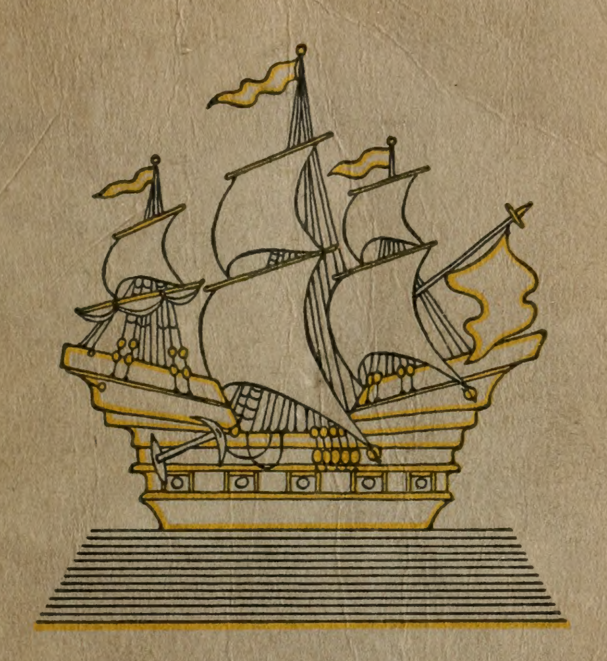


INSEL



ALMANACH

AUF DAS JAHR

1·9·1·3

P

Franz Josef [illegible]hütz
Wien, den 16. Juli 1913.

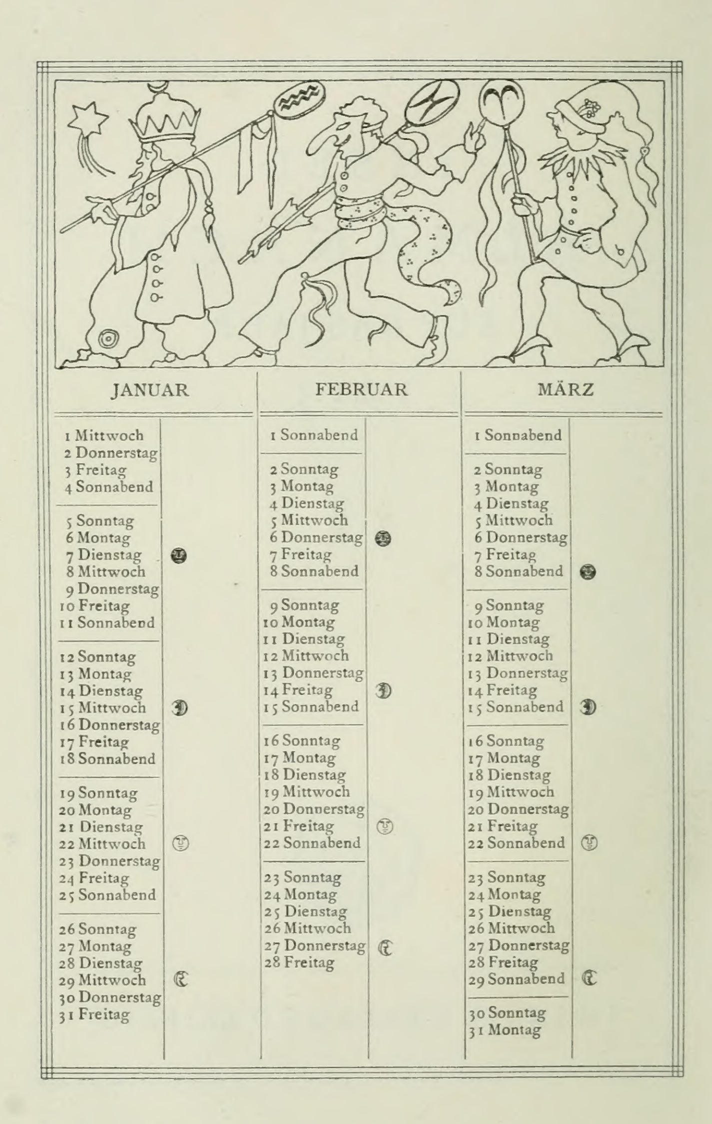
INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

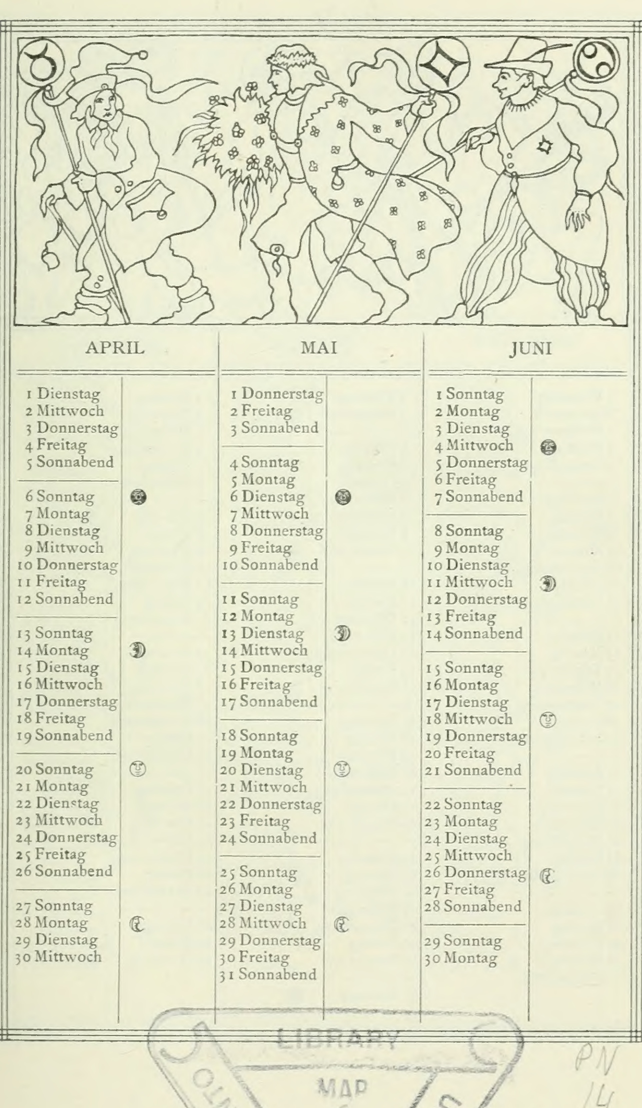
1913



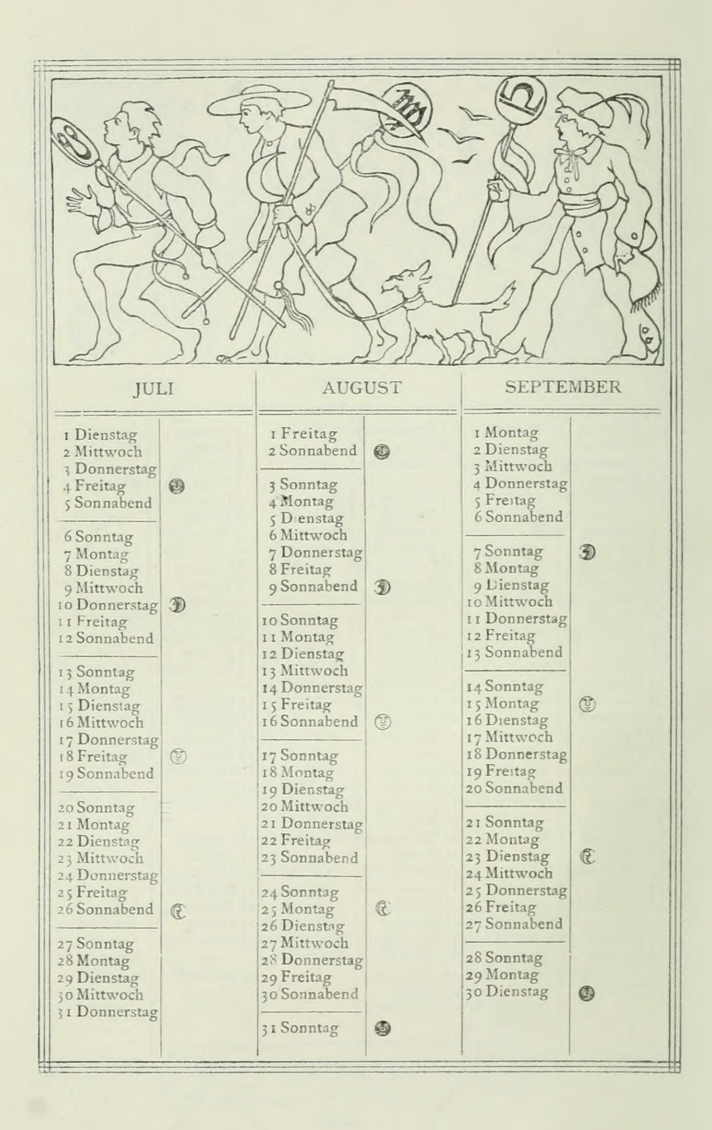
IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



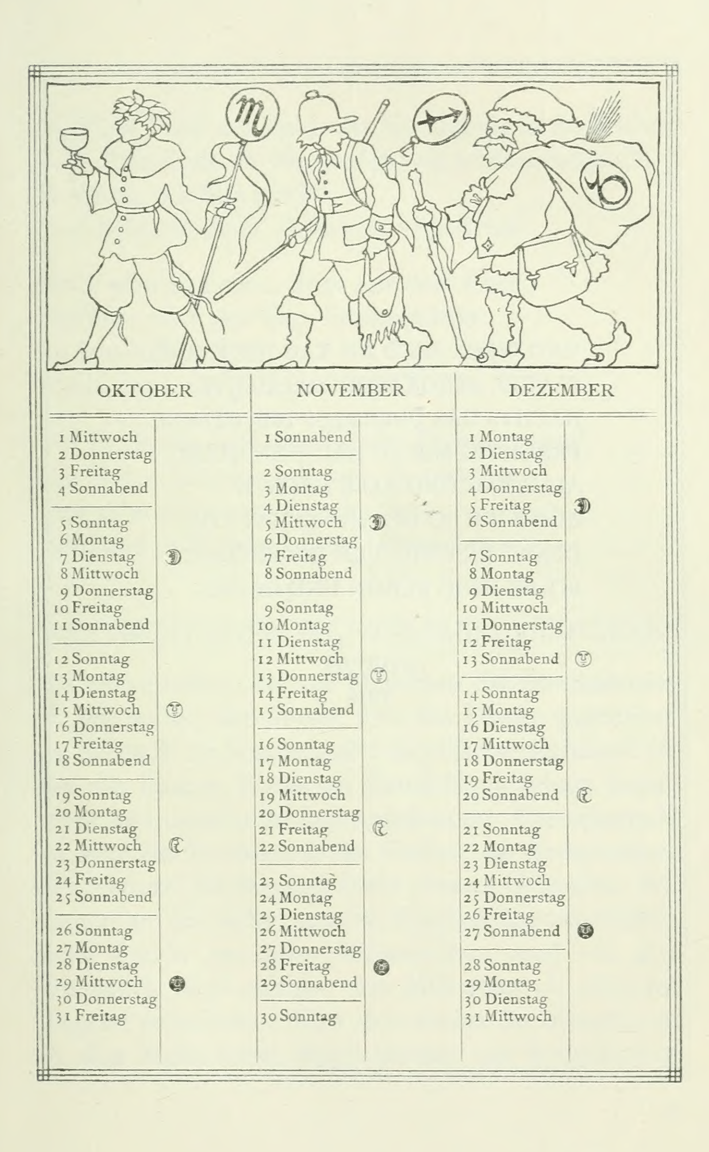
JANUAR		FEBRUAR		MÄRZ	
1 Mittwoch		1 Sonnabend		1 Sonnabend	
2 Donnerstag		2 Sonntag		2 Sonntag	
3 Freitag		3 Montag		3 Montag	
4 Sonnabend		4 Dienstag		4 Dienstag	
5 Sonntag		5 Mittwoch		5 Mittwoch	
6 Montag		6 Donnerstag	●	6 Donnerstag	
7 Dienstag	●	7 Freitag		7 Freitag	
8 Mittwoch		8 Sonnabend		8 Sonnabend	●
9 Donnerstag		9 Sonntag		9 Sonntag	
10 Freitag		10 Montag		10 Montag	
11 Sonnabend		11 Dienstag		11 Dienstag	
12 Sonntag		12 Mittwoch		12 Mittwoch	
13 Montag		13 Donnerstag		13 Donnerstag	
14 Dienstag		14 Freitag	☽	14 Freitag	
15 Mittwoch	☽	15 Sonnabend		15 Sonnabend	☽
16 Donnerstag		16 Sonntag		16 Sonntag	
17 Freitag		17 Montag		17 Montag	
18 Sonnabend		18 Dienstag		18 Dienstag	
19 Sonntag		19 Mittwoch		19 Mittwoch	
20 Montag		20 Donnerstag		20 Donnerstag	
21 Dienstag		21 Freitag	○	21 Freitag	
22 Mittwoch	○	22 Sonnabend		22 Sonnabend	○
23 Donnerstag		23 Sonntag		23 Sonntag	
24 Freitag		24 Montag		24 Montag	
25 Sonnabend		25 Dienstag		25 Dienstag	
26 Sonntag		26 Mittwoch		26 Mittwoch	
27 Montag		27 Donnerstag	☾	27 Donnerstag	
28 Dienstag		28 Freitag		28 Freitag	
29 Mittwoch	☾			29 Sonnabend	☾
30 Donnerstag				30 Sonntag	
31 Freitag				31 Montag	



APRIL		MAI		JUNI	
1 Dienstag		1 Donnerstag		1 Sonntag	
2 Mittwoch		2 Freitag		2 Montag	
3 Donnerstag		3 Sonnabend		3 Dienstag	
4 Freitag		4 Sonntag		4 Mittwoch	🌑
5 Sonnabend		5 Montag		5 Donnerstag	
6 Sonntag	🌑	6 Dienstag	🌑	6 Freitag	
7 Montag		7 Mittwoch		7 Sonnabend	
8 Dienstag		8 Donnerstag		8 Sonntag	
9 Mittwoch		9 Freitag		9 Montag	
10 Donnerstag		10 Sonnabend		10 Dienstag	
11 Freitag		11 Sonntag		11 Mittwoch	🌓
12 Sonnabend		12 Montag		12 Donnerstag	
13 Sonntag		13 Dienstag	🌓	13 Freitag	
14 Montag	🌓	14 Mittwoch		14 Sonnabend	
15 Dienstag		15 Donnerstag		15 Sonntag	
16 Mittwoch		16 Freitag		16 Montag	
17 Donnerstag		17 Sonnabend		17 Dienstag	
18 Freitag		18 Sonntag		18 Mittwoch	🌕
19 Sonnabend		19 Montag		19 Donnerstag	
20 Sonntag	🌕	20 Dienstag	🌕	20 Freitag	
21 Montag		21 Mittwoch		21 Sonnabend	
22 Dienstag		22 Donnerstag		22 Sonntag	
23 Mittwoch		23 Freitag		23 Montag	
24 Donnerstag		24 Sonnabend		24 Dienstag	
25 Freitag		25 Sonntag		25 Mittwoch	
26 Sonnabend		26 Montag		26 Donnerstag	🌗
27 Sonntag		27 Dienstag		27 Freitag	
28 Montag	🌗	28 Mittwoch	🌗	28 Sonnabend	
29 Dienstag		29 Donnerstag		29 Sonntag	
30 Mittwoch		30 Freitag		30 Montag	
		31 Sonnabend			



JULI		AUGUST		SEPTEMBER	
1 Dienstag		1 Freitag		1 Montag	
2 Mittwoch		2 Sonnabend	●	2 Dienstag	
3 Donnerstag		3 Sonntag		3 Mittwoch	
4 Freitag	●	4 Montag		4 Donnerstag	
5 Sonnabend		5 Dienstag		5 Freitag	
6 Sonntag		6 Mittwoch		6 Sonnabend	
7 Montag		7 Donnerstag		7 Sonntag	☽
8 Dienstag		8 Freitag		8 Montag	
9 Mittwoch		9 Sonnabend	☽	9 Dienstag	
10 Donnerstag	☽	10 Sonntag		10 Mittwoch	
11 Freitag		11 Montag		11 Donnerstag	
12 Sonnabend		12 Dienstag		12 Freitag	
13 Sonntag		13 Mittwoch		13 Sonnabend	
14 Montag		14 Donnerstag		14 Sonntag	
15 Dienstag		15 Freitag		15 Montag	○
16 Mittwoch		16 Sonnabend	○	16 Dienstag	
17 Donnerstag		17 Sonntag		17 Mittwoch	
18 Freitag	○	18 Montag		18 Donnerstag	
19 Sonnabend		19 Dienstag		19 Freitag	
20 Sonntag		20 Mittwoch		20 Sonnabend	
21 Montag		21 Donnerstag		21 Sonntag	
22 Dienstag		22 Freitag		22 Montag	
23 Mittwoch		23 Sonnabend		23 Dienstag	☾
24 Donnerstag		24 Sonntag		24 Mittwoch	
25 Freitag		25 Montag	☾	25 Donnerstag	
26 Sonnabend	☾	26 Dienstag		26 Freitag	
27 Sonntag		27 Mittwoch		27 Sonnabend	
28 Montag		28 Donnerstag		28 Sonntag	
29 Dienstag		29 Freitag		29 Montag	
30 Mittwoch		30 Sonnabend		30 Dienstag	●
31 Donnerstag		31 Sonntag	●		



OKTOBER		NOVEMBER		DEZEMBER	
1 Mittwoch		1 Sonnabend		1 Montag	
2 Donnerstag		2 Sonntag		2 Dienstag	
3 Freitag		3 Montag		3 Mittwoch	
4 Sonnabend		4 Dienstag		4 Donnerstag	
5 Sonntag		5 Mittwoch	☽	5 Freitag	☽
6 Montag		6 Donnerstag		6 Sonnabend	
7 Dienstag	☽	7 Freitag		7 Sonntag	
8 Mittwoch		8 Sonnabend		8 Montag	
9 Donnerstag		9 Sonntag		9 Dienstag	
10 Freitag		10 Montag		10 Mittwoch	
11 Sonnabend		11 Dienstag		11 Donnerstag	
12 Sonntag		12 Mittwoch		12 Freitag	
13 Montag		13 Donnerstag	○	13 Sonnabend	○
14 Dienstag		14 Freitag		14 Sonntag	
15 Mittwoch	○	15 Sonnabend		15 Montag	
16 Donnerstag		16 Sonntag		16 Dienstag	
17 Freitag		17 Montag		17 Mittwoch	
18 Sonnabend		18 Dienstag		18 Donnerstag	
19 Sonntag		19 Mittwoch		19 Freitag	
20 Montag		20 Donnerstag		20 Sonnabend	☾
21 Dienstag		21 Freitag	☾	21 Sonntag	
22 Mittwoch	☾	22 Sonnabend		22 Montag	
23 Donnerstag		23 Sonntag		23 Dienstag	
24 Freitag		24 Montag		24 Mittwoch	
25 Sonnabend		25 Dienstag		25 Donnerstag	
26 Sonntag		26 Mittwoch		26 Freitag	
27 Montag		27 Donnerstag		27 Sonnabend	●
28 Dienstag		28 Freitag	●	28 Sonntag	
29 Mittwoch	●	29 Sonnabend		29 Montag	
30 Donnerstag		30 Sonntag		30 Dienstag	
31 Freitag				31 Mittwoch	

UND WENN MICH AM TAG DIE FERNE
BLAUER BERGE SEHNLICH ZIEHT,
NACHTS DAS ÜBERMASS DER STERNE
PRÄCHTIG MIR ZU HÄUPTEN GLÜHT –
ALLE TAG UND ALLE NÄCHTE
RÜHM ICH SO DES MENSCHEN LOS:
DENKT ER EWIG SICH INS RECHTE,
IST ER EWIG SCHÖN UND GROSS.

GOETHE
1828

LEBEN / VON RICARDA HUCH

NUN kräht der Hahn das Nachtgespenst ins Nichts:
Zerschmilz in Morgenluft, die schäumend quillt,
Weisheit, mit Blut gestillt,
Und Schatten doch, lichtlosen Angesichts.

Noch einmal, Leben, singe mir dein Chor,
Entführe mich des Tags Erobrerschritt
Zu fabelhaftem Ritt,
Musik der Liebe perle mir ins Ohr,

Der Hoffnung Lied, des Glücks Trompetenstoß,
Des Endes Schrei – o Leben, du zerstörst
Und gibst doch, was du schwörst:
Erfüllung nicht, nur Leben, Lebens Los.

WELTBEWUNDERUNG / VON EMILE VERHAEREN

ICH wünschte, daß die Menschen die Bewunderung sich selber, den Wesen und den Dingen gegenüber, da sie doch ein wundervoller moralischer Keimstoff ist, der alle inneren Werte zur Entwicklung bringt, immer mehr und mehr in ihr Leben einführten. Uns beherrscht zu sehr die Trockenheit des Geistes, die Berechnetheit des Herzens, die Beschränktheit unserer Gebärden. Wir kargen an uns selbst, unsere Klugheit hat unverständliche Furcht vor allen Mitmenschen, und wir sind schließlich dazu gelangt, das Mißtrauen als eine Art Tugend aufzufassen. Nun aber wächst der Mensch nur in dem Maße seiner Möglichkeiten von Enthusiasmus

und der lyrisch jubelnden Kraft, mit der sich seine Seele erfüllt.

In diesem Augenblick unseres Zeitalters, da so vieles im menschlichen Glauben sich umzugestalten und zu verjüngen scheint, verlieren die alten Dogmen von ihrem Glanz, sie werden dunkel und füllen sich mit Staub wie die farbigen Fenster der alten Kathedralen. Sicherlich, ihr Gold schimmert noch immer, aber wie viel der bleiernen Umfassung hat sich schon losgelöst, wie viel Stücke leuchtenden Glases sind zertrümmert, wie viele Zeichen des Ruhmes und des Glanzes sind zerbrochen! Man sucht allerdings sie wieder herzustellen, anzustückeln, zu kleben und zu reinigen, und zweifellos bekundet diese Mühe, die man der Vergangenheit und dem Toten zollt, eine achtungswerte Regsamkeit. Aber für die wirklichen Männer unserer Zeit bedeutet dieses Fieber nicht das Leben, diese Pietät nicht die Liebe. Denn sie wollen nicht wieder herstellen, sondern haben den Willen, neu zu erschaffen, und aus dem Grund ihrer befreiten und feurigen Seele lösen sie, wie aus einem jungfräulichen Steinbruch, den reinen Marmor ihrer neuen Gläubigkeit los.

Sie, diese wahren Menschen unserer Zeit, sind stolz auf ihr Denken, ihre Arbeit und ihren Willen. Sie bewundern sich in ihrer herrlichen Körperlichkeit, in ihren geschickten und eifrigen Händen, ihren starken und mutigen Armen. Sie sind beglückt, unter ihrer Stirn das zwiefache Wunder ihrer beiden Augen zu haben, und vor allem sind sie stolz auf ihr Gehirn, auf ihr Denken. Es genügt ihnen, nur einen Augenblick dem Mechanismus ihrer Muskeln und Nerven nachzudenken, der genauen

und doch zarten Struktur ihres Knochenbaues, ihrem ganzen, so feinen, der unbegrenzten Vielfalt der Arbeit und gewaltiger Aufgaben angepaßten Wesen nachzusinnen, um ein stürmisches Zutrauen in sich selbst zu haben. Sie kennen nicht mehr das mittelalterliche Gespenst des Todes, nur die neue Wollust des Lebens.
Das Leben, das Sein bedeutet für sie ein sichtbares Wunder erleben und noch mehr: da jeder im andern sich selbst erkennt, bewundert er sich im andern, und die hohe Meinung, die er von sich selber hat, läßt ihn sich selbst in allen Mitmenschen lieben. Und so ist die alte Legende des Narziß wieder erneut, nur daß der Spiegel, über den sich unser Leben neigt, nicht mehr die kalte und ruhende Quelle ist, sondern die helle und regsame Seele unserer Mitmenschen. Und manchmal geschieht es uns sogar, daß wir uns darin erhöht und gesteigert wiederfinden.
Das ist immer der Fall, wenn der Spiegel eine Seele ist, die höher steht als die unsere, die Seele eines Verkünders, eines Gelehrten, eines Künstlers. Mir dünkt, daß jeder sich reiner, jeder sich größer erscheinen muß, jedesmal, wenn er einen Band von Emerson oder ein Buch von Goethe aufschlägt. Diese sind wir selbst, aber doch mit wie vervielfachter Gewalt! Sie haben gedacht, gearbeitet, gewollt, wie wir selbst, haben mit demselben wunderbaren Mechanismus, mit denselben Händen, denselben Augen ein Leben lang geschaffen, aber doch mit welcher schöpferischen, verschwenderischen und hinreißenden Überlegenheit!
Die Ursachen für unsere Bewunderung vervielfachen und

erhöhen sich aber noch von dem Augenblick, da wir sie nicht mehr in einem einzelnen Menschen (und sei es auch ein Genie), sondern in der unendlichen Vielfalt zuerst unserer Rasse und dann der ganzen Menschheit spiegeln. Dann erst wird unser Leben unbegrenzt. Wir leben in unseren Ahnen seit tausend und tausend Jahren und führen diese Existenz weiter fort durch Jahrhunderte in unseren Nachkommen und können uns darum gewissermaßen ewig fühlen. Denn die Geschichte jedes einzelnen Volkes, die Geschichte der Menschheit ist ein wunderbares Denkmal des Stolzes, dank ihr kann sich unsere Bewunderung für uns selbst ins Unendliche erheben. Sicherlich waren zu manchen Zeiten die Menschen verschwenderisch schön. Denken wir nur an Agypten, an Griechenland, an Rom und Florenz, an Paris, aber niemals, glaube ich, war die Tätigkeit der Kraft, der Genies und der menschliche Glanz so leuchtend wie heute. Und wenn die Religion nichts anderes ist als das Ideal, das sich den herrschenden Ideen einer Epoche fügt, ist es dann verwunderlich, daß zu dieser Stunde der Mensch sich selbst alle Möglichkeiten und Kräfte zuschreibt, die er einst Gott anheimstellte? Er hat die Erde umgestaltet. Wenn es wirklich einmal eine Schöpfung gegeben hat, so erneut er sie heute und verbessert sie. Der Gang war ihm gegeben, er selbst erfindet sich dazu den Flug. Er besaß nur beschränkte Kraft, beschränkte Sinne, aber er weiß sie ins Unbegrenzte zu erweitern. Er kann heute schon seine Stimme von einem Ende bis zum andern Ende der Erde vernehmen, er sieht bis zum Grunde des Himmels, er verändert die Formen der Erde, baut Wege

unter den Flüssen und unter dem Meere, er vereinigt die Ozeane. Der harte Felsen, der drängende und ewig das Meer überflutende Sand ist nicht mehr ein unüberwindlicher Widerstand für seine Pläne. Die Natur selbst wird seine Genossin im Kampfe gegen sich selbst. Sie ist durchdrungen, verändert, zugeschnitten, gebaut nach einem fremden, nach seinem Willen. Und der Mensch, der sich im Laufe von Jahrhunderten die Erde durch den Ackerbau erobert hatte, überwindet sie nun durch die Luft, das Wasser und das Licht. Er hat aus den vier besiegten und gefesselten Elementen ein Bündel gemacht, daß man sie im Triumphe ihm voran trage, wie einst die Liktoren die Embleme des Sieges vor den triumphierenden Römern.

Bald wird ihm die Erde als Besitz zu klein dünken. Schon gibt es keine unbekannten Länder mehr. Die Bahnen und die Schiffe gestalten nach ihrem Fluge und ihrer Rast die Zentren der Fruchtbarkeit, des Handels und des Tausches um. Wir leben heute ein universelles Leben. Wir essen die Früchte, die in Ägypten gereift sind, wir bedienen uns der Gegenstände aus Indien und China, wir bekleiden uns mit Fellen, die vom Ural und der Wolga kommen, wir schmücken uns mit Steinen und Juwelen, die wie Sterne vom Himmel gefallen scheinen.

Und unser Europa mit seinen vollendeten Rassen, die über den Ozean und nach Amerika schwärmten, beherrscht heute diese gewaltige Umwandlung des Weltalls. Es sät überall seinen Samen aus, gegenwärtig in Asien und in Afrika, es unterweist die noch unmündigen Völker, es erzieht sich selbst, sobald es sich als zu tyran

nisch empfindet, und bereitet so langsam das Erstehen eines reineren und allen gemeinsamen Weltgewissens vor.
Diese Eroberung durch Europa hat der Welt gewissermaßen eine neue Seele gegeben. Der Kampf ist allgemein geworden, fieberhaft und klar in seinen Zielen. Die Wissenschaft kommt der Erfahrung zu Hilfe: sie befestigt, erleuchtet und lenkt sie. Und da die Ideen mit den Bedingungen der Landschaft wechseln, gewinnt Europa von überall neues menschliches Wissen, paßt sich die Lehren zuerst an, verbessert sie und verbreitet sie aufs neue, selbst bei jenen Völkern, denen sie ursprünglich sie entnommen hatte. Die europäische Energie, ihre Eindringlichkeit, ihre Kühnheit, ihr Mut treffen wie ebenso viele Pfeile ihre neuen Ziele. Denn was unsern Ahnen, die die die Erde eroberten, als Tugend galt, kann uns nur in neuer Form dienen. Eine neue Geschicklichkeit, eine noch unbekannte Geduld, ein unvorhergesehener Willen ist notwendig für das neue Gelingen, und die großen Männer, die uns erstehen werden, müssen die Aureole eines anderen Lichtes tragen. Ist es nun nicht natürlich, vor der Gewalt und so vieler neuer Schönheit, die von den neuen Genien geschaffen wurden, die neue Moral auf die Bewunderung ihrer Werke und ihrer selbst zu gründen? Es geht nicht an, daß der Mensch, der sich selbst bewundert, zur gleichen Stunde seinen Enthusiasmus der wundervollen Welt, in der er lebt und sich betätigt, verweigere. Er kann nicht indifferent bleiben gegenüber der Pracht des Himmels, der Klarheit der Sterne, der Unendlichkeit des Meeres, den dunklen Visionen der Nacht, dem Geheimnis der Wälder, der Blumen, die sein

Wohnhaus umringen, des Baumes, der sein Feld beschattet, der Winde, die in wilder, schweifender Wanderschaft sein Land durchjagen, gegenüber der so verschwenderischen und myriadenhaft vielgestaltigen Natur, die ihn umschließt wie ein Schrein von Edelstein und Glanz.

Und so muß ich meinem Worte „Bewundert einander" noch hinzufügen: „Und bewundert die Erde, die euch zu dem schuf, was ihr nun seid!"

NORDISCHER HELD / VON KARL VOLLMOELLER

Ein Kind der tausend Inseln, tausend Sunde
Entsproß er dem Granit des Fichtenhains.
Ein Knabe noch in Schlüften des Gesteins
Tat er die Tat, schlug er die Schicksalswunde.

Dann ward ihm das gewölbte Eiland eng.
Er ahnte jenseits der geteilten Wasser
Die andre Welt: und einen Schatten blasser,
Nur mit dem Schwert und roten Schwertgehäng,

Sonst völlig nackt, durchschritt er kühn die Furten
– Das herbe Salz umzischte sein Geschlecht –
Und schlief am Festland. Weiße Tauben gurrten
In seinen Traum: Er sah sich Herr und Knecht

Der ungezählten rätselhaften Frauen,
Die er im Wiegen jedes Baums gefühlt,
Im Rund der Klippe, die das Meer bespült.
– Die Nacht war kalt. Der Tag begann zu grauen.

DAS OPFER / NOVELLE VON GEORG MUNK

UM die Mitte der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hielt im weiten Umkreis von Ravenna, an den Küsten, über die Heide hin bis zu den Hügeln ein Meisterdieb die Romagnolen in gespannter Erregung und Furcht vor seinen Taten. Man nannte ihn gemeinhin den „Passatore", denn, wie beschwingt auch die Vermutungen kreisten, sein eigentlicher Name war lange keinem vertraut, und ebensowenig wußte man den Ort seiner Behausung. Aber mehr als ein Umstand machte es gewiß, daß er tagsüber undurchschaut ein bürger- oder bäuerliches Dasein mitten unter ihnen führte, während er in den Nächten werwolfgleich ohne Gehilfen oder Hehler auf seine glorreichen Raubzüge auszog. Noch heute schweifen auf lebendigen Lippen die Fabeln von seiner magisch anmutenden Gewalt, Schlösser zu entriegeln, Mauern zu überwinden, da zu sein und dort zugleich, die Wachsamsten zu überlisten. Nie reizte ihn leichte Beute, selten wurde er blutig und nur, wenn seine Freiheit bedroht war oder das Geheimnis seiner Person. Spät erst und wohl weil er allzu sicher geworden war, erlag er einem plumpen Anschlag. Bauern und Sbirren enträtselten aus seinem entstellten Totenantlitz den lang gesuchten Namen. Der „Passatore" war ein junger, blonder, adlernasiger Schafhirt, Pietro Andriassi aus der nahen Umgebung der Stadt.

Von Mitternacht bis zum Morgengrauen schleiften die Rächer den Leichnam durch den endlosen Pinienwald, durch die Gräben und das dornige Rosendickicht. Das

Heulen des Meeres war fernher mit ihnen, zeitige Fuchsjäger gaben die Streife auf und ritten mit, hungrig irrende Hunde umkläfften den Zug. Im ersten Licht hatten sie im Schatten der Basilika von Classe das kleine Schäferhaus erreicht, das den Hirten und die Seinen seit Jahren herbergte und dessen arme Friedseligkeit kein Verdacht je gestreift hatte. Sie drückten ein Fenster ein und warfen den Toten in das schlafbefangene Haus. Dann richteten sie ringsum ein Feuer an. Gellende Weibes- und Kinderschreie zuckten mit den Flammen auf, die den Leichnam des Passatore mit allem, was sein war, einschlangen.
Zu spät entsannen sich die Rächer der großen goldenen Beute, die nun formlos zerschmolzen in der Asche ruhen mußte, aber vergeblich sengten sich die gierigen Hände an heißen Steinen und kohlenden Balken. Lange noch sah man in den Nächten flüchtige Gestalten mit Spaten und Schaufel scheu die Brandstätte umirren.
Indessen war auch eine andere Vermutung fehlgegangen Nicht die ganze Sippe des Passatore hatte ihn in sein feuriges Grab geleitet. Es zeigte sich, daß Mea Andriassi, ein achtjähriges Kind, durch einen Zufall die Nacht im Hause einer Verwandten ihrer Mutter zugebracht hatte und so das Geschlecht des großen Diebes der Welt verspart blieb.
Eine angesehene Dame der Stadt, in deren Haus das Weib des Passatore vor ihrer Frauenschaft etliche Jahre als sanfte gutwillige Magd gedient hatte, nahm sich mitleidig des Kindes an und barg es vor der noch ungelöschten Rachgier der Landschaft in einem Frauenkloster.
So wächst Mea Andriassi unter den Nonnen auf, ein Ebenbild des Passatore an Gesicht und Gestalt, mit seiner

kühlfeurigen Beweglichkeit, stahlscharf und hell. Die Erziehung der Schwestern lenkt das kühne Herz Gott zu, dem sie sich heranwachsend mit so strenger Entschlossenheit ergibt, daß die maßvollen Frauen allmählich, mögen sie auch ihre Richtung billigen, doch vor dem Überschwang dieser Bewegung erschrecken.

Achtzehnjährig begehrt sie den Schleier. Gott so der Seele ihres Vaters zu versöhnen, erscheint ihr Kern und Ende ihres Daseins. Das Kloster aber weigert ihr um ihrer Herkunft willen die Aufnahme in die Schwesternschaft. Man gönnt ihr endlich – auf Zuspruch des klösterlichen Beichtvaters, der allein die Verfassung ihres Herzens völlig kennt – in der Fattoria des Konvents das Amt der Schaffnerin, das sie mit gespannter Redlichkeit und zähem Fleiß ein und ein halbes Jahrzehnt versieht. Um diese Zeit verscheidet die geistliche Mutter des Klosters. An ihre Stelle tritt eine verzärtelte modenesische Aristokratin, der die Abstammung ihrer Schaffnerin so schändlich und unziemlich scheint, daß sie sie kurzweg von ihrer Stelle stößt.

Mea tritt auf einem Bauernhof als Magd in den Dienst und macht sich schnell durch ihre ernsthafte Tüchtigkeit wert. Das Gedächtnis ihres Vaters befleckt sie nicht mehr. Ein Vierteljahrhundert hat ihn ins Heldentum wachsen lassen. Die Hirten und Fischer besingen ihn in rauhen Balladen.

Über eine Weile stellt sich ihr ein Bewerber vor, Vincenzo della Palma, ein ärmlicher, mißgestalteter Bauer, der im Alter ein Dutzend Jahre hinter ihr zurücksteht. Ihn verlockt Meas Arbeitskraft, um so mehr, als er selbst der Be-



Delacroix: Lithographie zum Hamlet

quemlichkeit sehr ergeben ist. In ihr ist keine Stimme, die für ihn spricht, auch kann sie nicht erwarten, ihr äußeres Glück durch die Gemeinschaft mit ihm zu erhöhen. Sie wird dennoch sein Weib. Denn es scheint ihr die Mutterschaft eine neue, nicht mehr erhoffte Möglichkeit, Gott doch noch das Opfer zuzuwenden, das er in der Gestalt ihres eigenen Lebens verschmäht hat.
Jahr um Jahr gebiert sie schwache welke Kinder, die bald nach der Geburt erlöschen wie ungespeiste Lichter. Sie selbst aber büßt mit zunehmenden Jahren nichts von ihrer Kraft ein. Hager und stark bringt sie zwischen Gebären und Begraben mit ihren stählernen Arbeitshänden das verlotterte Gehöft zu einigem Wohlstand empor. Als sie über fünfzig Jahre zählt und schon eine Weile kinderlos und unfruchtbar gelebt hat, wird sie noch einmal schwanger, und die Bauernweiber fragen sie mit staunendem Spott, ob sie den Antichrist zum Leben bringen wolle, von dem es heißt, ein altes Weib solle ihn gebären. Aber in dem Gesicht, das die Sonne der Heide und die Winde des Meeres schwarzbraun gefärbt haben unter dem weißen Haargespinst, zünden ihre blauen Blicke wie Fackellichter.
Am Tage, ehe sie sich zum Gebären hinstreckt, erschlägt der Blitz Vincenzo della Palma auf der Heide inmitten seiner Schafherde. Und als die Nachbarinnen von seinem Grab zur Witwe heimkehren, liegt ein kläglich gestalteter, mißfarbener Knabe an ihrer Seite, der sich in der letzten Stunde ans Licht gedrängt hat. Er scheint dem Totengräber so gewiß wie seine Geschwister, wächst aber dennoch unter Meas vervielfachter Sorglichkeit groß. Die

Nachbarskinder meiden den zwerghaften Knaben oder peinigen ihn mit ihrem Spott.

Als es an der Zeit ist, bringt Mea ihren Sohn Mauro, der immer noch von fremdartiger, fast tierischer Häßlichkeit zwar, doch merkwürdig wachen Verstandes ist, in das Priesterseminar nach Ravenna.

Über eine Weile werden dort eine Reihe von Diebstählen wahrgenommen, als deren Urheber sich ohne allen Zweifel Meas Sohn erweist. Es sind oftmals wertlose, lächerlich unbrauchbare Dinge, die seine Phantasie zu solcher Begierde entzünden und die er mit erstaunlicher Geschicklichkeit zwar und unter den schwierigsten Umständen entwendet, jedoch so ungeschickt verbirgt, daß sein Laster jeweils sofort offenbar wird.

Die Obern sind geneigt, seine Verirrungen für eine jugendlich krankhafte Störung anzusehen, und gelinde strafend, hoffen sie um so mehr auf Besserung, als sich an dem kleinen, häßlichen Kleriker außergewöhnliche Gaben eines bevorzugten Geistes zeigen, auf die die Kirche in dieser schwierigen Zeit ihrer vielfachen Prüfungen nicht verzichten darf.

Die glühenden Hymnen, die er zum Preis der Jungfrau gedichtet hat, sind auf aller Munde. Aber endlos ist das Gelächter, mit dem sich die Stadt erzählt, wie der Enkel des Passatore dem toten Bischof die Mütze geraubt hat, indes er psalmodierend mit den Genossen die Bahre umschritt.

Als man Mea zum erstenmal beruft, um ihr von der Sucht ihres Sohnes zu berichten, senkt sie stumm den Kopf und geht schweigend hinweg. Von da an krümmt

sich ihr hoher, hagerer Leib, daß sie ein Ansehn gewinnt wie ein großer, zäher, gespannter Bogen. Sie redet niemals von ihrem Sohne. Und wenn sie wortkarg ihrer Arbeit nachgeht oder vor dem Hause sitzt und Wolle spinnt und tief in sich entrückt die Hand sinken läßt und so weit schaut, daß kein Blick den ihren fängt, findet auch keiner den Mut, mit ihr zu bereden, was sie nicht bereden mag.

Zaudernd hat der Bischof dem Enkel des Passatore die letzte Weihe gespendet, und Don Mauro della Palma zieht als Priester an einen entlegenen Ort in den Hügeln der Romagna. Nach kurzer Zeit vertauscht er diesen mit einem fernen, notreichen Fischerdorf, und so durchwandert er in einem Jahrzehnt das Bistum in seinen fernsten und elendesten Siedlungen.

Er ist der Marder, der des Nachts den Bauern die Hühner würgt und stiehlt, er nimmt den Fischerweibern die geflickten Kittel, die sie zum Trocknen über die Hecken breiten, und seine eigne Magd beschwört, er habe ihr die kupfernen Ohrgehänge entwendet.

Das junge Volk aber zeichnet den krausen Weg seiner Zwangsfahrten, indem es seine geistlichen Preisgedichte auf weltlichen Lippen trägt, und mit manchem Lied Don Mauros – darin nur der ewige Name mit einem irdischen vertauscht worden ist – beschwören die Fischer und Hirten die jungen Weiber, ihnen Tür und Fenster zu entriegeln.

Zuweilen zwischen den Stationen seiner Verfehlungen und Kümmernisse tritt er über Meas Schwelle. Seine Zwergengestalt in der ausgefransten Soutane und mit dem

Gesicht eines kranken Kindes kauert er alsdann schuldbewußt und töricht lächelnd auf einem niedrigen Schemel in einer Ecke der Küche. Mea umfängt mit einem Blick sein Elend, ehe sie sich zum Herdstein kehrt und mit ihren feuerharten Händen die Asche aus den Kohlen nimmt. –

Eines Tages erachtet Don Mauro es für notwendig, in einer Sache der verschollenen Kirchgemeinde, der er zur Zeit vorsteht, nach Bologna zu reisen. Dort stiehlt er in dem Gewölbe eines kleinen Goldschmieds, dem er einen wertlosen Kelch zur Aufbewahrung übergibt, etliche Gegenstände, so kostbar, als der bescheidene Ort sie eben aufweist.

Man vermißt die Dinge sogleich, und da er am selben Tage der erste und einzige Besucher war, läßt man ihn festnehmen, als er kaum um einige Straßenecken gewandert ist. Den Raub hat er leichtfertig in den Taschen seiner Soutane geborgen. Der bestohlene Goldschmied wie die Behörde, der er vorgeführt wird, meinen, ein weltlicher Schalk sei in die geistlichen Gewänder geschlüpft, sie so als Maskerade für eine verwegene Glücksfahrt nutzend, und Don Mauro hat Mühe, sie an seine Würde glauben zu machen.

Sie schützt ihn jedoch nicht vor der Verfolgung seines Vergehens. In der Gerichtsverhandlung werden seine Erzieher und Amtsbrüder als Zeugen gehört. Durch die groteske Manier, in der sie von seinen Streichen berichten, suchen sie ihre krankhafte Ursache recht hervorzuheben, um ihm so in einer letzten Guttat den gebotenen Geist der Einigkeit zu beweisen, obgleich er sich doch bald

nicht mehr einen der Ihren wird heißen dürfen. Indessen überwältigt etliche der ehrwürdigen Herren die angeborene Lust ihrer Rasse an Witz und Schaustellung, so daß sie sich im Aufgebot ihrer Erinnerungen in toller Munterkeit und Schlagfertigkeit zu überbieten trachten, wozu denn der Angeklagte in seiner jämmerlich hilflosen Häßlichkeit einen närrischen Hintergrund abgibt, so daß der ernsthafte Ort von Gelächter schallt wie der Schauplatz einer Posse.

Richter und Beisitzer erkennen ihm, wohlgelaunt durch den heiter verbrachten Morgen, das kleinste Ausmaß der Strafe zu, das er in der Haft fast verbüßt hat, so daß er schon wenige Tage später sich in Freiheit sieht.

Vor dem Gefängnis trifft er die wartende Mea an, die ihn erstlich nicht erkennen mag, da er auf Geheiß seiner Obern die Gewänder der Kirche hat abtun müssen, wie denn auch dem öffentlich Beschämten die Ausübung ihrer Ämter von nun ab versagt ist.

Als sie endlich begreifen muß, um was die Verkleidung geschehen ist, geht in ihrem Gesicht ein etwas von Verwandlung vor, daß es dem Sohn die beschwichtigenden Worte in die Kehle hinein verschlägt.

Stumm fährt sie an seiner Seite ins Land hinein. Das Rütteln der Bahn stößt ihre unnachgiebige Greisengestalt auf der harten Bank hin und wider, als wäre sie von Holz.

Des Abends an den Herd gestützt – indes der Mond groß und feurig gelb aus dem Blauen in die offne Tür schaut und die Zikaden gellend in den Ulmen schrillen –, hört sie mit verlornem Auge Mauro, dem gewesenen Priester, zu.

Er trägt die zwiefache Entlassung ohne Kummer und redet von seinem Plan, übers Meer zu gehn, indes er den Wein trinkt, in den sie insgeheim den einschläfernden Samen einer Pflanze geschüttet hat. Zuweilen verzieht er den Mund unter einer Bitternis im Geschmack, ohne ihrer groß zu achten.
Des Nachts öffnet Mea Andriassi dem tief Entschlafenen mit scharfem sichern Messerschnitt die Adern über seinen beiden Handgelenken, daß zwei rote Quellen niederrinnen. Die rauhe Schafwolldecke des Bettes weigert sich sie aufzutrinken, so queren sie den unebenen Ziegelboden der Kammer und fließen der Ecke zu. Dort hängt eine schwarzbraune Maria auf silbernem Grund gemalt, die statt des kindlichen Sohnes den gekreuzigten, am Balken ausgespannten Gott im Schoße hält.

VIER GEDICHTE AUS DEM MARIENLEBEN / VON RAINER MARIA RILKE

MARIÄ VERKÜNDIGUNG

Nicht daß ein Engel eintrat (das erkenn),
erschreckte sie. So wenig andre, wenn
ein Sonnenstrahl oder der Mond bei Nacht
in ihrem Zimmer sich zu schaffen macht,
auffahren –, pflegte sie an der Gestalt,
in der ein Engel ging, sich zu entrüsten;
sie ahnte kaum, daß dieser Aufenthalt
mühsam für Engel ist. (O wenn wir wüßten,
wie rein sie war. Hat eine Hirschkuh nicht,
die, liegend, einmal sie im Wald eräugte,

sich so in sie versehn, daß sich in ihr,
ganz ohne Paarigen, das Einhorn zeugte,
das Tier aus Licht, das reine Tier –.)
Nicht, daß er eintrat, aber daß er dicht,
der Engel, eines Jünglings Angesicht
so zu ihr neigte, daß sein Blick und der,
mit dem sie aufsah, so zusammenschlugen,
als wäre draußen plötzlich alles leer
und, was Millionen schauten, trieben, trugen,
hineingedrängt in sie: nur sie und er;
Schaun und Geschautes, Aug und Augenwende
sonst nirgends als an dieser Stelle –: sieh,
dieses erschreckt. Und sie erschraken beide. –
Dann sang der Engel seine Melodie.

VERKÜNDIGUNG ÜBER DEN HIRTEN

Seht auf, ihr Männer. Männer dort am Feuer,
die ihr den grenzenlosen Himmel kennt,
Sterndeuter, hierher! Seht, ich bin ein neuer
steigender Stern. Mein ganzes Wesen brennt
und strahlt so stark und ist so ungeheuer
voll Licht, daß mir das tiefe Firmament
nicht mehr genügt. Laßt meinen Glanz hinein
in euer Dasein: o, die dunklen Blicke,
die dunklen Herzen, nächtige Geschicke,
die euch erfüllen. Hirten, wie allein
bin ich in euch. Auf einmal wird mir Raum.
Stauntet ihr nicht: der große Brotfruchtbaum
warf einen Schatten. Ja, das kam von mir.
Ihr Unerschrockenen, o wüßtet ihr,

wie jetzt auf eurem schauenden Gesichte
die Zukunft scheint. In diesem starken Lichte
wird viel geschehen. Euch vertrau ichs, denn
ihr seid verschwiegen; euch Gradgläubigen
redet hier alles. Glut und Regen spricht,
der Vögel Zug, der Wind und was ihr seid,
keins überwiegt und wächst zur Eitelkeit
sich mästend an. Ihr haltet nicht
die Dinge auf im Zwischenraum der Brust,
um sie zu quälen. So wie seine Lust
durch einen Engel strömt, so treibt durch euch
das Irdische. Und wenn ein Dorngesträuch
aufflammte plötzlich, dürfte noch aus ihm
der Ewige euch rufen, Cherubim,
wenn sie geruhten neben eurer Herde
einherzuschreiten, wunderten euch nicht:
ihr stürztet euch auf euer Angesicht,
betetet an und nenntet dies die Erde.

Doch dieses war. Nun soll ein Neues sein,
von dem der Erdkreis ringender sich weitet.
Was ist ein Dörnicht uns: Gott fühlt sich ein
in einer Jungfrau Schoß. Ich bin der Schein
von ihrer Innigkeit, der euch geleitet.

RAST AUF DER FLUCHT IN ÄGYPTEN

Diese, die noch eben atemlos
flohen mitten aus dem Kindermorden:
o, wie waren sie unmerklich groß
über ihrer Wanderschaft geworden.

Kaum noch daß im scheuen Rückwärtsschauen
ihres Schreckens Not zergangen war,
und schon brachten sie auf ihrem grauen
Maultier ganze Städte in Gefahr;

Denn so wie sie, klein im großen Land,
– fast ein Nichts – den starken Tempeln nahten,
platzten alle Götzen wie verraten
und verloren völlig den Verstand.

Ist es denkbar, daß von ihrem Gange
alles so verzweifelt sich erbost?
und sie wurden vor sich selber bange,
nur das Kind war namenlos getrost.

Immerhin, sie mußten sich darüber
eine Weile setzen. Doch da ging –
sieh: der Baum, der still sie überhing,
wie ein Dienender zu ihnen über:

er verneigte sich. Derselbe Baum,
dessen Kränze toten Pharaonen
für das Ewige die Stirnen schonen,
neigte sich. Er fühlte neue Kronen
blühen. Und sie saßen wie im Traum

VOM TODE MARIÄ, DRITTES STÜCK

Doch vor dem Apostel Thomas, der
kam, da es zu spät war, trat der schnelle
längst darauf gefaßte Engel her
und befahl an der Begräbnisstelle:

Dräng den Stein beiseite. Willst du wissen,
wo die ist, die dir das Herz bewegt:
Sieh: sie ward wie ein Lawendelkissen
eine Weile da hineingelegt,

daß die Erde künftig nach ihr riecht
in den Falten wie ein feines Tuch.
Alles Tote (fühlst du), alles Sieche
ist betäubt von ihrem Wohlgeruch.

Schau den Leinwand: wo ist eine Bleiche,
wo er blendend wird und geht nicht ein?
Dieses Licht aus dieser reinen Leiche
war ihm klärender als Sonnenschein.

Staunst du nicht, wie sanft sie ihm entging?
Fast als wär sie's noch, nichts ist verschoben.
Doch die Himmel sind erschüttert oben:
Mann, knie hin und sieh mir nach und sing.

DER MÄRTYRER (DOSTOJEWSKI. 22. DEZEMBER 1849) / VON STEFAN ZWEIG

Nachts haben sie ihn aus dem Schlaf gerissen,
Säbel durchrasseln die Kasematte,
Stimmen befehlen; im Ungewissen
Flackern eilend schweigende Schatten.
Sie stoßen ihn vorwärts, aufgähnt ein Gang,
Lang und dunkel, dunkel und lang.
Ein Riegel kreischt, eine Türe klirrt;
Dann spürt er Himmel und eisige Luft,

Und ein Karren harrt, eine rollende Gruft,
In die er hastig gestoßen wird.

Neben ihm, hart in Eisen geschlossen,
Schweigend und mit verlornem Gesicht
Die neun Genossen;
Keiner spricht.
Jeder spürt,
Wohin der Karren ihn vorwärts führt,
Und daß da drunten das rollende Rad
Ihr Leben zwischen den Speichen hat.

Da hält
Der ratternde Karren, die Türe knarrt.
Durch das geöffnete Gitter starrt
Sie ein kaltes Stück Welt
Mit trüb-verschlafenem Blicke an.
Ein Häuserkarree,
Die Dächer nieder und schmutzig bereift,
Umpreßt einen Platz voll Dunkel und Schnee.
Nebel umfloren mit grauem Tuch
Das Hochgericht,
Und nur um die goldene Kirche streift
Der Morgen mit frostig blutendem Licht.

Schweigend treten sie in den Raum.
Alles ist starr, auffunkelt das Erz.
Ein Leutnant liest ihren Urteilsspruch:
Tod für Verrat durch Pulver und Blei.
Tod! Wie ein Schuß
Schlägt das harte Wort in ihr Herz.

Wie im Traum
Fühlt er alles mit sich geschehen
Und weiß nur, daß er jetzt sterben muß.
Sie zerknicken
Schrill ihm den Degen; vor seinen Fuß
Klirrt er hin in splitternden Stücken.
Einer tritt vor und wirft ihm stumm
Ein weißes, elendes Sterbehemd um.
Ein Wort, ein Wink grüßt die Gefährten,
Und glühenden Blicks,
Mit stummem Schrei,
Küßt er den Heiland am Kruzifix,
Den der Pope ihm ernst und mahnend hinbietet;
Dann werden
Sie alle zehn, je drei und drei,
Mit Stricken an ihre Pfähle genietet.

Schon
Schatten zwei Hände um seine Stirn,
Die Augen ihm vor dem Gewehr zu verbinden,
Da greift – er weiß es: zum letzten Male! –
Der Blick vor seinem großen Erblinden
Gierig nach jenem kleinen Glanz Welt,
Das der Himmel ihm drüben entgegenhält:
Im Frühschein sieht er die Kirche lohn.
Wie zum letzten seligen Abendmahle
Glüht ihre Schale,
Gefüllt mit heiligem Morgenrot.
Und er greift nach ihr mit Gier und mit Glück
Wie nach Gottes Leben hinter dem Tod . . .

Da schnüren sie ihm die Nacht um den Blick.

Aber innen
Beginnt das Blut nun farbig zu rinnen.
In spiegelnder Flut
Steigt aus dem Blut
Gestaltetes Leben,
Und der Blick, der geblendet herzeinwärts stürzt,
Umfängt in diesem Atemzug Zeit
Heiß und zum fliehenden Bilde verkürzt
Den Traum seiner ganzen Vergangenheit.
Dunkel wird glühend, Vergessenes wach,
Die arme Stube, verräuchert und grau,
Vater und Mutter, der Blick einer Frau,
Drei Brocken Freundschaft, zwei Funken Lust,
Einen Glanz von Ruhm, ein Bündel Schmach –
Heißer und in verzweifelten Lauf
Rollt der bildernde Drang
Seine ganze Jugend die Adern hinauf,
Und schon fühlt er ein Neues beginnen,
Da blitzt die Sekunde,
Da sie ihn an den Pfahl gebunden.
Und ein jähes Besinnen
Wirft schwarz und schwer
Seinen Schatten über die Seele her.

Und da
Spürt er, wie einer auf ihn zutritt,
Spürt einen schwarzen, schweigenden Schritt,
Nah, ganz nah,

Und wie er die Hand ihm aufs Herz hinlegt,
Daß es schwächer . . . und schwächer . . . und gar nicht
mehr schlägt –

Noch eine Minute – – dann ist es vorbei.

Die Kosaken
Formen sich drüben zu eiserner Reih, . . .
Die Riemen schwingen . . . die Hähne knacken . . .
Trommeln rasseln die Luft entzwei.

Die Sekunde macht Jahrtausende alt.

Da ein Schrei:
Halt!

Der Offizier
Tritt vor, weiß flackt ein Papier,
Seine Stimme schneidet hell und klar
In die harrende Stille:
Der Zar,
Dessen heiliger Wille
Glorreich Güte und Gnade spendet,
Hat das Urteil kassiert,
Die Schuldigen sind vom Tod pardonniert
Und werden nach Sibirien versendet.

Die Worte klingen
Noch fremd: er kann ihren Sinn nicht erdenken,
Aber das Blut
In seinen Adern wird wieder rot,
Steigt auf und beginnt ganz leise zu singen.

Der Tod
Kriecht zögernd aus den erstarrten Gelenken,
Und die Augen spüren, noch schwarz vor Graun,
Hinter dem Dunkel den ewigen Himmel blaun.

Der Profoß
Schnürt ihm schweigend die Stricke los,
Zwei Hände schälen die weiße Binde
Wie eine rissige Birkenrinde
Von seinen brennenden Schläfen ab.
Taumelnd entsteigen die Blicke dem Grab
Und tasten linkisch, geblendet und schwach
In das schon entschwundene Sein
Wieder hinein.

Und da sieht
Er das gleiche goldne Kirchendach,
Das nun im steigenden Frührotschein
Mystisch erglüht.
Die reifen Rosen der Morgenröte
Umschlingen es wie mit frommen Gebeten.
Der glitzernde Knauf
Deutet mit seiner gekreuzigten Hand,
Ein heiliges Schwert, hoch in den Rand
Der hellerdämmerten Wolken hinauf.

Und dort, aufrauschend in Morgenhelle,
Wächst über die Kirche der Gottesdom.
Ein Strom
Von Licht wirft seine glühende Welle

In alle klingenden Himmel empor.
Die Nebelschwaden
Steigen qualmend, wie mit der Last
Allen irdischen Dunkels beladen,
In den göttlichen Morgenglast,
Und Tönen schwillt empor aus den Tiefen,
Als riefen
Tausend Stimmen in einem Chor.
Und da hört er zum erstenmal,
Wie die ganze irdische Qual
Ihr brennendes Leid
Brünstig über die Erde hinschreit.
Er hört die Stimmen der Kleinen und Schwachen,
Der Frauen, die sich vergebens verschenkten,
Der Dirnen, die sich selber verlachen,
Den finstern Groll der immer Gekränkten,
Die Einsamen, die kein Lächeln berührte,
Er hört die Kinder, die schluchzenden, klagen
Und die schreiende Ohnmacht der heimlich Verführten:
Er hört sie alle, die Leiden tragen,
Die Ausgesetzten, die Dumpfen, Verhöhnten,
Die ungekrönten
Märtyrer aller Gassen und Tage,
Er hört ihre Stimmen und hört, wie sie
In einer urmächtigen Melodie
Sich in die offenen Himmel erheben.
Und er sieht,
Daß einzig das Leiden zu Gott aufschwebt,
Indes die andern ihr sattes Leben
Mit bleiernem Glück an die Erde klebt.



Rembrandt: Handzeichnung

Aber endlos weitet sich oben das Licht
Unter dem Schwalle
Der steigenden Chöre
Von irdischem Leid;
Und er weiß, sie alle, sie alle
Wird Gott erhören,
Seine Himmel klingen Barmherzigkeit!
Über die Armen
Hält Gott nicht Gericht,
Unendlich Erbarmen
Durchflammt seine Hallen mit ewigem Licht.
Die apokalyptischen Reiter entstieben,
Leiden wird Lust, und Glück wird Qual
Für den, der im Tode das Leben erlebt.
Und schon schwebt
Ein feuriger Engel bodenwärts
Und bohrt ihm den Strahl
Der heiligen, schmerzgeborenen Liebe
Mit heißem Stoß ins schauernde Herz.

Da bricht
Er ins Knie wie gefällt.
Er fühlt mit einmal die ganze Welt
Wahr und in ihrem unendlichen Leid.
Sein Körper bebt,
Weißer Schaum umspült seine Zähne,
Krampf hat seine Züge entstellt,
Doch Tränen
Tränken selig sein Sterbekleid.
Denn er fühlt, daß erst, seit

Der Tod an sein atmendes Herz gerührt,
Er den heiligen Sinn alles Lebens spürt.
Seine Seele glüht nach Martern und Wunden,
Und ihm wird klar,
Daß er in dieser einen Sekunde
Jener andere war,
Der vor tausend Jahren am Kreuze stand,
Und daß er, wie Er,
Seit jenem brennenden Todeskuß
Um des Leidens das Leben verkünden muß.

Soldaten reißen ihn weg vom Pfahl.
Fahl
Und ganz erloschen ist sein Gesicht.
Schroff
Stoßen sie ihn in den Zug zurück.
Sein Blick
Ist fremd und wie nach innen gesenkt,
Und um seine zuckenden Lippen hängt
Das tote Lachen der Karamassow.

(Aus einer Reihe lyrischer Statuen: „Die Herren des Lebens".)

YALI UND SEIN WEISSES WEIB / NOVELLE VON WILLY SEIDEL

ES war zu jener Zeit, als noch lange Jahrzehnte verdämmerten, ohne daß ein Schiff die Magellanstraße passierte, da warf ein großer Wirbelsturm den Dreimaster „Swallow" einer englischen Handelslinie gegenüber von Cap Virgenes an die Küste. Ein etwa zwölfköpfiger

Trupp Ona*, der mit Fisch- und Seehundsfang beschäftigt in der Nähe war, bemächtigte sich des Wracks, tötete die Besatzung, soweit sie noch lebte, und einer der Wilden, den sie Yali nannten, fand ein einjähriges Kind weiblichen Geschlechts und nahm es an sich. Es bewegte sich wie ein Krake, war schneeweiß und schrie scharf. Irgend etwas an ihm fesselte Yali und hielt ihn ab, dem Kinde den Kopf zu zerschellen; vielleicht war es das durchaus Neue, Flaumzarte, Blendende, was den ratlosen Gliederchen anhaftete. „Man muß es wachsen lassen", dachte Yali. „Wenn es groß wird, kann man es ja erschlagen."
Dies dachte er, weil er unbefangen aus dem Morgenzwielicht der Schöpfung trat und noch an keinem Wesen, das ihm glich, eine andere Farbe als schmutziges Kupferbraun wahrgenommen hatte. Er war ein großer Mann mit drahtähnlich dickem, blauschwarzem Haupthaar, das von seinem schläfrigen Gesicht wie ein Vorhang zerteilt wurde. Sein fleischiger Körper strotzte in der Vollkraft der Mannesjahre. Seine Nase war breit, mit pferderunden, lebhaft schnaubenden Nüstern; die Lippen schmatzend und lang. Seine kleinen schwarzbraunen Augen waren im Zeltqualm von fünfundzwanzig Schnee- und Regenjahren von Tränen poliert. Die entzündeten schiefgeschlitzten Lider gaben ihm etwas Weinerliches . . . Doch sein Gemüt war voll Friedens, und seine Seele glich einem Binnenmorast des Hochplateaus, der alle Schattierungen von Grau spiegelt und kaum eines Lichtblicks drüber-

* Bewohner des nördlichen Feuerland.

huschendes Gold kennt oder des kurz entschleierten Himmels karge Freude.

Eins der Weiber, denen die Feuerung in den Tonöfchen der Bootsmitten oblag, ließ das hellgefärbte Kind mit der hohen Stimme an der Brust saugen und sprach in Kehllauten stille Dinge in ihren Schoß, der die Werdestätte von zwölf Kindern gewesen war. Dickbäuchige Halbwüchslinge stritten sich um einen Fisch; es klang wie das Kreischen flügger Adler. – – Man fuhr die Küste herab, oft in Buchten getrieben durch plötzlich aufspringende Stürme, in deren Gefolge eisige Wassermengen stürzten. Da auf der letzten Winterraststelle der Proviant aufgezehrt war, hatte man sich dies Jahr etwas früher auf den Weg gemacht. So warf man die Harpunen aus Walknochen nach Seeottern und die Schleudern nach den Vögeln ... Mit bloßen Füßen hockten die Leute in den Buchrindenbooten, in einer Jauche von zerstückelten Fischen, Mövenfedern, ungegerbten stinkenden Häuten und eigenem Unflat, auf den der barmherzige Regen fiel. Und der Regen fiel polternd und unaufhörlich; er ertränkte die Welt ... Er war eisig; er bestand aus glasscharfen Ruten, aus peitschenden Schwaden; er hob sich in ewigem Kreislauf von Meer zur Wolke und sank zurück: und Wolke und Meer zerschmolzen in unfruchtbarer Gemeinschaft und brachten wiederum Wasser, Wasser zur Welt.

Das weiße Kind im Schoß des Ona-Weibes sah mit hellblauen Augen steil in die Höhe, als es gestillt war; und dann, schwächer zappelnd, entschlief es vor Erschöpfung. In seinem Blick hatte sich der Wechsel der Begeben-

heiten ohne Spuren abgespiegelt; das Seelchen lag noch knospenhaft versteckt. Während die Mutter, die es geboren, in das große Grab hinabsank, tat die neue braune ein übriges: sie trocknete ein Guanacofell am Feuer und wickelte das seltene Geschöpf stramm darin ein. Dann packte sie es auf den Rücken, so daß der runde, weißblonde Kopf kaum hervorsah und sich, vom Spiel der harten Muskeln des Weibes bewegt, noch schlafend über all das Leid zu schütteln schien.

Jeden Morgen, in der rauchenden Frühe, schrie das Wesen befehlshaberisch, schluchzte und schnob; und der rundäugige Ona-Nachwuchs stopfte ihm entgrätetes Fischfleisch in den Mund. Daß es nicht starb, war ein Zufall; immer fiel die gezückte Faust des Todes knapp an seiner Seite nieder. Irgendeine Ausstrahlung mochte es schützen. Wenn es mit heftig pulsierender Lunge in dieser Atmosphäre von Urbedürfnissen weilte, zerpreßt fast von dem Wust fleischiger, in tierischer Geselligkeit verschlungener Gliedmaßen, so nahm es sich aus wie eine Perle, die im Dung verloren liegt. Und wenn eine Hand allzu roh nach ihm griff, es betastete und auf seine Zugehörigkeit zur Ona-Gemeinschaft prüfte, so machte es Gebrauch von seiner Stimme, die ihm ein guter Geist verliehen haben mochte und um deretwillen man ihm den Namen „Weißvogel“ gab. Und wirklich klang die hohe Fistel, als sei sie verwandt mit dem schrillen Schreckensruf der Vögel, die in den Klippen der Küste hausen.

Der Regen wurde wärmer, und da die Jagd auf Seehunde ergiebige Beute geliefert, ging man ans Land und wühlte

sich Schlafstätten, die man mit Häuten und Hölzern deckte. Ein großer, flacher Raum wurde gegraben; den feuchten Graswurzelmull überzog man mit Leder. Zwei Löcher dienten als Eingänge, und zugleich fand der talgstinkende Rauch hier seinen Ausweg. So führte man mehrere Wochen hindurch ein Faulenzerleben; nur zuweilen entstanden kleine Dramen aus persönlichem Hader, Futterneid oder erhitztem Blut. Dreißig Hunde, die zu der Rotte gehörten, bewachten die Stätte mit unaufhörlichem heiserem Gekläff . . . Yali schützte seinen Findling und ließ ihn zwischen seinen Knieen ruhen. Alles, was das Geschöpf von dieser Stelle aus wahrnehmen konnte, war die kaum erhellte Dämmerung einer übelriechenden Hölle, die von keifenden, lachenden oder monoton hingeschleppten Stimmen erfüllt war. Wenn der Regen einen Meter über Weißvogels Kopf wie mit Klöppeln gegen die erdbeschwerte Bespannung trommelte, so schlug er alle Laute zu Boden: Menschenschreie wurden zum Wispern und das Gekläff der Hunde zum Ächzen von Geistern aus einer elementaren, wuchernden Stille heraus, die der Stille großer Wassertiefen glich . . . Das Kind starrte mit hellblauen Augensternen wie ein geängstigtes Tier nach den flüchtigen Blitzen von fahler Helle, wenn ein Hund oder ein Weib herabkam, die Bola um den Hals gewickelt, mit vogelblutbesudelten Händen: dann strampelte es stark und stieß an Yalis Kniee, der sich wie all die andern Männer träg verhielt und schwer schnaubend den Wintertraum zu Ende träumte. Yali bewegte das Knie und traf grob an den Kopf des Kindes, das sich alsdann fast die Lunge aus dem Halse kreischte:

das hörte Yali gern; das war Musik für ihn. – – – – – – – – Es kam der Frühling, und die Rotte verließ die Küste und streifte auf dem Tafelland des Nordens umher. Um Sommermitte überquerte man die Wasserstraße und pirschte auf dem erwärmten patagonischen Flachland. Nach einigen Scharmützeln mit den dortigen Stämmen drang man bis zu den Quellen des Rio Chico und Gallegos vor, an denen Tausende von Guanacos weideten. Dann kehrte man in die sturmdurchtummelte Heimat zurück und trieb bis in den Herbst hinein Fischfang an dem Binnensee, der Feuerland in zwei Hälften zerschneidet. Im Winter vergrub man sich in die Erde, wiederum bei einer gutbesuchten Vogelbrutstelle der Küste, und kreuzte in der Nähe auf zwei lecken Borkebooten. – – – So tat man Jahr für Jahr; und unterdessen wuchs das weiße Kind.

Es überstand die Behandlung, die ihm zuteil ward, mit erstaunlicher Zähigkeit. Das Weib, an dessen Brust es zuerst gesogen, bewahrte ihm eine mütterliche Sorgsamkeit auf ihre Art: handgreiflich zärtlich. Dies tat sie zum Teil auch Yali zu Gefallen, von dem sie ihre drei letzten Kinder hatte; und Yali ergriff zuweilen das weiße und verglich es mit der eignen Brut. Er bevorzugte es, da er von einer außergewöhnlichen Bewandtnis, die es mit dem Kinde haben müsse, überzeugt war. Bei den rauhen Streitigkeiten, die er mit eisenhaltigen Kieseln, Knüppeln und Schleudern ausfocht, hielt er das Kind vor sich hin; und seltsam: kein Schlag, kein Stein traf es. Es blickte steif geradeaus, und seine hohe, scharfe Stimme bahnte sich einen Siegespfad, auf dem Yali tyrannisch weiterschritt.

Es war wie ein Schild oder ein Amulett. – Selbst seine Altersgenossen, die sich mit den Hunden um rohes Fleisch balgten, bissen es seltener als ihresgleichen und trugen ihm die Nahrung zu, wenn es hungrig war.
So hatte es schon fünfjährig eine Gefolgschaft von weichen, breitknochigen Gesichtern um sich, deren muntere Augen blitzschnell begriffen, was ihm nötig war. Es nahm sich seltsam genug aus mit seinem weißblonden Haar zwischen den blauschwarzen Wuschelköpfen; es hatte ein dünnes Körperchen; und nun es älter ward, schoß es schlank und schön gegliedert in die Höhe und trug sein Häuptchen zurückgeworfen und nicht gleich den andern geduckt mit hündisch den Boden durchwühlendem Blick. Seine wasserhellen Augen waren mit der Ferne befreundet; sein beweglich zuckendes Näschen war scharf und von einer Form, die von den platt gedrückten seiner Kameraden abstach. – – – Als es zehnjährig war, nahm Yali endgültig davon Abstand, es zu erschlagen; denn nun war es eine Kraft für sich und spie und kratzte, wenn man es ergreifen wollte. Es war vom Regen ausgewaschen wie Zeltleder; seine Haut war ziegelrot und spröd; seine Glieder waren von einem feinen Schutzflaum bedeckt. Das weißblonde Haar hing dem Kinde verfilzt über die runde, von frühen Falten zerschnittene Stirn; die Kaumuskeln seines schmalen Unterkiefers standen knotig heraus und ließen die von Wetterflecken bedeckten straffen Wangen noch tiefer erscheinen. Seine Zähne waren außerordentlich gut entwickelt; sie taten ihren Dienst bei dem kugeligen Baumpilz, den Weiber und Kinder roh verschlangen; sie rissen das Seehundsfleisch von den trantriefenden Röhrenkno-

chen und zerfaserten die zähen Teile der Kururumaus, die man am Schwanz durch das Feuer schwenkte und halbgar verzehrte. Auch im Laufen stand das Kind hinter seinen Genossen nicht zurück; wie der Wind sauste es auf seinen hohen, sehnigen Beinen dahin, schrille Schreie entsendend, und foppte die braune Gefolgschaft, die, fleischiger und plumper durch langes träges Hocken, nicht Schritt zu halten vermochte.

So wuchs Weißvogel erfreulich heran, bis vierzehn kühle Sommer verronnen waren, seit sie auf das Land gerettet war.

Sie war gleichsam in Yalis Schatten aufgewachsen. Ein Wink von ihm, und sie schoß zwischen den Hunden hervor und war ihm zu Diensten; seine rauhen Schreie ließen sie vor Bereitwilligkeit am ganzen Leibe zucken. Stets lagerte sie sich zusammengezogen in seiner Nähe mit unruhigen, glasscharfen Augen, und ihr blonder Kopf fuhr gleich einem Irrwisch hin und her. Ihr ganzes Wesen atmete Anhänglichkeit an den mürrischen Wilden ... Bisweilen sagte sie leise Sätze vor sich hin in der von reichen Vokalen durchblühten Sprache der Ona; kurze Wörter, wie „Vater“, „großer Mann“, „Wind“ und „Flut“ kamen motivisch darin vor; und so glichen diese unvollkommenen Träumereien kleinen Ansätzen zum Gesang. Seit sie größer geworden war, spürte sie, so besonders zur Nachtzeit, Bedrängungen: irgendwo, hinter einer Klippe, einem Hügel oder einem Flußlauf stand ein Mann, dem Yali nicht ähnlich war; ein lichtvolles Fabelwesen von unbestimmter Größe, dessen Sprache ein großer Ton aus der Ferne war, ein langgezogenes O, bei dessen sanftem Dröhnen Weiß-

vogel aus dem Schlafe fuhr. Sie sah alsdann mit blinden Augen um sich und tastete in die Luft; einmal traf sie dabei in Yalis vom Schlaf gespaltenen Mund. Yali stieß sie plump zurück, und als Weißvogel mit einer schreckhaften Bewegung die Hand zum Schutz vor das Gesicht preßte, fühlte sie, daß ihre Finger feucht wurden und nahm voll Erstaunen wahr, daß Wasser aus ihren Augen quoll, während ein Widerstand gegen Yali in ihr erwachte.

„Oro, Oro", – – – so nannte Weißvogel ihren Traumgast. Er war eine verschwiegene Bereicherung für sie ... Er sang „O"; dabei tat er den Mund so lieblich auf. Das „O" schwamm von allen Bereichen des Horizontes auf das Kind zu; in dem einen Laut wanderten weite Wasserstrecken. Oro wurde am schönsten, wenn der Himmel auf eine oder zwei Stunden – wie selten geschah es! – sein süßes kaltes Blau zeigte. Dann wurde Oro fröhlich und beweglich, bestand ganz aus Licht und lief stolz und zufrieden mit riesigen Schritten durch die Steppen. Er war schneller und kühner als alles Getier. Daß er ein Mann war, darüber gab es für Weißvogel keinen Zweifel, denn er trug die Kennzeichen eines solchen untrüglich zur Schau, und seine Stimme war so stark und dunkel.

Als es Yali nun in den Sinn kam, als erster sein Besitzeranrecht auf Weißvogel zu erweisen dadurch, daß er eines Tages den Versuch machte, sie ohne viel Federlesens zu vergewaltigen, erfuhr er einen ungeahnten Trotz, der ihn schwer erboste. Sie krümmte sich blitzschnell, und eine Angst flackerte in ihrem Blick auf wie ein Fünkchen, das aus dem Zündstein springt. – – Dann trat ein neues,

lauerndes Licht in ihre Augen. Gebückt lief sie eine Strecke weit, richtete sich auf und schrie klagend: „Ai!" – – wobei sie beide Handflächen dem verdutzten Ona entgegenstreckte. Ihre ganze Gebärde zeigte: „Ich will nicht!" . . . Sie sprach auch und sagte mehrmals hastig und schrill: „Großer Mann, du willst mich töten, du bist groß, und ich bin klein; wenn ich tot bin, werden mich die Hunde fressen!" . . . Sie holte Atem; die zarten, durchschimmernden Rippen gingen sichtbar auf und nieder. Sie setzte sich dann auf das Rankenpolster einer Azorella; zaudernd ließ sie sich nieder, die Augen nicht von Yali gelöst. Yali knurrte, stand mit einer schweren Bewegung auf und warf sich in die Richtung des Mädchens. Seine schiefen Augen hatten sich von Blut verdunkelt, und sein Mund zog sich völlig auseinander, so daß der ganze Kranz seiner Zähne hervortrat. Weißvogel saß noch einen Augenblick wie von Schreck gelähmt; dann sprang sie auf und lief davon.

Der Ona schrie hinter ihr und war in schweren Sprüngen beschäftigt, sie einzufangen. Sie tat sichere Sätze, ohne Zickzack, ohne Schwanken; ihre Beine federten wie zwei treue Helfer, die sie windschnell von dannen hoben. Ihr blonder Kopf tanzte auf und nieder... Endlich verschwand es; und Yali fand sie im Grase liegen, die Augen halb geöffnet und die Glieder steif von sich gestreckt. Unmutig, weil sie sich nicht regte, ergriff er sie, drehte sie um, zerrte an ihrem Haar: sie blieb stumm. Er wartete eine Weile; dann schleppte er sie zurück in das Erdloch, in dem er gerade hauste. Hier, nachdem er reichliche Nahrung zu sich genommen, ermattete seine mißtrauische Wachsam-

keit, und er schlief an ihrer Seite ein. – – – Das Mädchen regte sich leise. Ihre Lider zuckten vor Verlangen, sich aufzureißen; doch grauenvolle Bilder ohne bestimmte Konturen umlagerten sie, und sie fürchtete gefoltert zu werden durch einen Griff nach ihrem Leib, aus einem verabscheuenswerten Dunkel heraus. Endlich hielt sie die Ungewißheit nicht mehr aus; ihr Herz, das ihr wie ein Stein die Brust beengt hatte, begann krampfhaft zu zittern; und sie erhob sich lautlos. Sie wickelte sich in ein Fuchsfell, nahm Speise mit sich, schlang sich eine Jagdschleuder um den Hals und kroch auf allen vieren aus der Höhle hervor.

Dicht vor ihren Augen tanzten Kreise, zerrannen hellrote Wellenlinien wie ein Knäuel aufgestörter Schlangen. Ihre Muskeln schmerzten; sie ging nicht schnell. Sie schleppte sich dahin; mühsam stieß der feinknöchelige Fuß mit den auseinandertretenden Zehen eine Bresche in das Tussockgras. Ein paar Sterne schwammen wie verirrte Funken in schwarzen Schluchten zwischen dumpfschwärenden Wolkenmassen. Fern hinter ihr schlug ein Hund an: eine eisige Angst wuchs riesenschwarz hinter ihr auf; sie stöhnte und begann einen gleichmäßigen Trab, einen langen, dumpfen Trab, geradewegs in die Nacht hinein.

Als der Morgen dämmerte, befand sie sich in der Nähe eines Waldes. Noch einmal blickte sie zurück: das weite Grasgelände hinter ihr lag rauchend im Frühdunst. Ein steifer Wind blies sie an, doch war er nicht kalt, sondern gelinde, und trug einen herben Duft. Mit einem leeren, von Widerstand und Angst gleichsam ausgebleichten Blick schaute sie zurück: kein Laut wehte herüber, der

von Verfolgern kommen konnte. Sie drang in den Wald ein. Die immergrünen Blätter der niedrigen Buchen drängten sich zu einem Dach zusammen, von dem eine schattenlose Dämmerung herabsickerte. Verkrümmte Stämme stießen sich aneinander, als sei ein gieriges stummes Muskelschwellen, ein harter Ehrgeiz in dem schwarzen Holz. Äste maßen ihre Kräfte; sie stemmten sich Platz, oft verkrampft in dichtem Einzelgemenge; sie ächzten und erzeugten Laute, die schreckhaft da und dort aufklangen wie von einsamen Sterbestätten. Der Wind, der sich mit dem Heranreifen des Tages verstärkte, pfiff wie eine große blanke Klinge über das flachgeduckte Wipfelmeer und schleuderte Wasser aus den Astlöchern herab. Alles triefte und funkelte. Weißvogel bahnte sich trotzig ihren Weg. Bis zu den Knieen sank sie in dem wuchernden Moos ein, das den Waldboden polsterartig bedeckte. – – – Als sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, wickelte sie sich in ihr Fell, kroch zwischen zwei kantige Wurzelstränge und schlief ein. – Ringsum war ein weites Plätschern und Rieseln. Ein Wolfsfuchs trabte in kurzer Entfernung vorbei, ohne sich aufzuhalten. Die Sonne erschien und ließ die Dämmerungen von vorüberwandernden Lichtern erglimmen. Vogelschreie begrüßten sich ... Weißvogel schlief. Ihr hageres kleines Gesicht mit der steilen Brauenfurche verschönte sich, denn in die Nacht ihres Schlafes drang Oro ein. Er breitete sich in ihrer Seele aus und war allgegenwärtig in ihr wie ein Wunder. Er lachte: es klang wie Geräusch einer Brandung. Er sah sie an mit zwei Augen, auf deren Grund sich sonnübertanzte Wellen drängten; er sprach

mit ihr in einer Sprache, die keine Worte kannte, sondern nur als eine Flucht von Empfindungen und Bildern, beängstigend lieblich, aus ihrem Blut erblühte. So hielt Weißvogel Zwiesprache mit dem guten Geist und fühlte, wie sich bunte Traumfittige in ihr nach einer Heimat regten, die sie nicht kannte und an deren Pforten Oro stand.

Nach sechsstündigem Schlummer fuhr sie empor. Ein Kreischen hatte sie geweckt; zwei Sittiche schossen wie grüne Pfeile über sie dahin. Sie sprang auf und folgte ihnen, bis sie sich setzten. Die Schwänze hingen hinter einem Ast hervor und schmiegten sich aneinander. Weißvogel bestaunte das Pärchen ... Sie hatte das deutliche Gefühl, daß Oro sie ihr schicke. Gleichzeitig aber auch kroch ihr die Angst vor Yali prickelnd über alle Glieder; tapfer machte sie sich auf und stieg und stieg. Sie kam über Lichtungen, durch deren Morast sie sich keuchend kämpfte, und grub sich dann wieder durch Dickichte einen Weg. Die zurückschnellenden Zweige hieben nach ihr: sie lief Spießruten. Mehrmals hielt sie inne und schrie zornig auf; und zuweilen trat auch der Krampf, der sie schon früher erschreckt, in ihren Unterkiefer, und Wasser entquoll ihren Augen. Von blutenden Striemen übersät, sank sie nieder. Eine purpurbraune Orchidee schaukelte an langem Stengel dicht über ihrem zuckenden Nacken. Ein tief summender Laut erwachte in ihrer Nähe, kam näher und erstarb rasselnd in der Blume: eine große gelbe Hummel wühlte sich in den lechzenden Kelch.

Ach, nun wußte Weißvogel, daß es Frühling sei ... und

Oro, der sie rief und ihr die Hummel gesandt, war mit dem Frühling verquickt und vom Frühling durchdrungen wie die Luft vom Regen und die Zellen der Bienenwabe vom Honig. Darum war auch der Wind wärmer und Weißvogels Lider so brennend. Der Wind legte sich für eine Weile: Weißvogel stand jetzt auf einer vorspringenden Kuppe, und ihr Blick fiel gierig über den grausilbernen Umkreis. Siehe da: weite Breschen klafften in der Nebelbank, die wie eine Last über diesem armen Stück Erde lag; da und dort lösten ferne Luftwirbel kleine Fetzen ab, um sie siegreich über die Bergzinnen zu blasen ... Weißvogel drang weiter ... Sie geriet auf eine steinige Halde und in den Bereich von Nadelwäldern. Fern unter ihr lag die Ebene wie eine Platte. Das Meer im Osten war eine leise silberverbrämte Fläche, die sich fast ohne Übergang in das graue Land hineinfraß, mit ihm verschmolz zu einer einzigen wuchernden Öde. Nachdem Weißvogel diesen Blick getan, war sie wiederum so sehr müde und schwach, daß sie fast verzagte und es ihr schier in den Sinn kam, zu ihren Genossen zurückzukehren. Doch hielt sie eines ab: die Freude an Oro und die anstachelnde, zitternde Sehnsucht nach Licht.
Die Nacht kam und mit ihr wieder ein Sturm. Die Forste brüllten wie aufgestörte riesige Bestien von Schattenfarbe, die ihre Pranken in die Spalten der Berge schlugen: Urbegierden schnoben an ihrem Fuß empor; Urkräfte rüttelten an der Wucht der Felsmassen. Und als Weißvogel nach dieser Nacht erwachte, lag der vorige Tag wie unerreichbar zurückgesunken hinter einer trüben Wand: er war noch in ihrem Hirn wie ein silbernes

Phantom; doch das Heute war wieder grau und farblos.
Sie spürte einen nagenden Hunger und stillte ihn durch Harzklumpen, die sie aus der Rinde grub, und Hülsenfrüchte, die sie im Walde fand und mit denen sie sich hinreichend für die kommende Zeit versah. Sie legte eine weite Strecke zurück und folgte einem Flußbett. Nach mühvoller Wanderung durch Hochmoräste und über felsblockübersäte Halden lenkte sie wiederum in urwaldbedeckte Täler ein, die als tiefe Einschnitte sich in südlicher Richtung durch den Hauptstock des Gebirges wanden.
In der nächsten Nacht, wo sie in der Nähe eines Gießbaches schlief, der Geröll mit sich führte, hörte sie wiederum ihres guten Geistes tiefraunendes „O“ aus dem Schwall der läutenden Sprudel wie einen dumpfen Ruf. „Ich werde dich finden“, dachte sie mit Inbrunst. „Ich werde weiter gehn, und dann wirst du da sein. Du wirst mich nahe zu dir nehmen, und dann ist es warm und hell.“
So kämpfte sie sich weiter. Sie magerte ab; ihre Augen blickten grell aus blauverschatteten Höhlen. Einmal blieb sie stehen und sah ihr erbärmliches Bild von einem Sumpfwasser gespiegelt. Sie starrte sich an: da verschwand das Bild bei einer vorüberzitternden Brise. Ein seltsames Gefühl ergriff sie; sie tastete sich ab, mit kleinen, harten Händen; und dann lief sie mit einem schrillen Schrei in einigen Sprüngen hinweg. Sie sah nach dem Sumpf zurück ... Im selben Augenblick drang die Sonne hervor; der Sumpf leuchtete wie eine versteckte Kost-



Niederländischer Meister des 16. Jahrh.: Kaiser Karl V.

barkeit auf: das Auge der Allgüte blinzelte. Das Kind schnupperte in den Wind; ihre kleinen Nüstern spannten sich wohlig. Etwas war in ihr, das fühlte sie: ein hochgespannter Ton, ein vorwärtsstoßendes Verlangen; ein einziges großes Lechzen nach Licht. Der kurze Sonnenblitz erlosch; wieder vernahm sie nichts als neuen klatschenden Tropfenfall und dann das ungeheure Schluchzen des Regens.

Sieben Tage war sie schon unterwegs. Es gelang ihr, Fledermäuse, die vom Tagschlaf betäubt da und dort unter dem Schirm breiter Koniferen hingen, zu ergattern; der Puls der blutwarmen Tiere in ihrer Hand tat ihr wohl, und sie erhielt sie noch eine Weile lebend, bis sie ihnen mit dem krallenscharfen Daumennagel die Gurgeln zerriß. Das flaumzarte Bauchfell verwandte sie als Funkenfänger beim Feuerschlagen. Hatte sie einen kleinen Brand entfacht, dann briet sie ihre Beute und sättigte sich still und zufrieden; das Geräusch der zerberstenden Knöchlein zwischen den Backenzähnen gab ihr neuen Mut. So schlug sie sich durch, bis auf einmal die Berge sich auseinanderschoben und neues Licht in ihre Seele brach.

Sie stand oberhalb des Beaglekanals auf einer Felsplatte. Tief unter ihr wuchs, nach allen Seiten hin, eine Fläche glatten schwarzen Wassers, das sich fjordartig, mit blinkenden Einschnitten, verbreitete. Im Osten tat es sich wie ein Tor auf, zu fernen Wundern leitend. Das war Oros Reich; sicher war er hier. Drüben starrte ein weites Gefilde von Schneespitzen und silbernen Graten, die weiß aus dem Spiegel der schwarzen Gewässer herauf-

schimmerten, wie aus einem fremden Zauberhimmel. An ihren Füßen lagerten schwarze Wäldermassen, zuweilen zerteilt durch beryllfarbene Gletscher, an deren Seiten weiße Wildbäche stürzten. Neue Geräusche, die Weißvogel auf dem Land nie gehört, lebten und woben da und dort, und unter ihnen ruhte der große Akkord, den die Tiefe aus tausend schlummernden Kräften zeugte; und diese Kräfte atmeten in riesiger Wiege... Das war Oros Ruf; doch wo war er selbst?
Sie kletterte herab und kämpfte sich am Rand des Fjords entlang, bis sie am zweiten Tag das Meer sah. Es war schmutziggrün; es war eine weite Wüste, durchflitzt von Schaum. Wie ein gewaltiger Acker war es, in dessen Furchen Lichtsaat fiel. Denn der Himmel war klar; er hatte sich festlich für Weißvogel geschmückt; demantne Tiefen hielt er geöffnet, aus denen weiter Salzhauch befruchtenden Duftes rann. An den Küsten zerbrach sich der chaotische Tumult der zerschellenden Massen, und darüber war ein siedender Lärm, als horche man in eine Muschel hinein. Die Luft kochte gleichsam vor festlichem Geschrei: Millionen von Vögeln taumelten durcheinander in knatternden silbergrauen Wolken; ein unsägliches Blitzen von Schwingen füllte den Raum. Auf den Klippen rannen weiße Bänder auf und nieder: Albatrosse, Kormorane, Möven wechselten fluchtartig schnell ihre Plätze. Die ganze Küste war von Guano beschmitzt; sein kräftiger Geruch drang herüber. Das Kind setzte sich hin und schrie eine schrille feurige Begrüßung, denn es war selbst ein Vogel, und hier war Licht, hier war Getöse, hier war Weite, hier mußte Oro sein!! – – Und

ehe sie einschlief, dachte sie daran: jetzt kommt er zu mir.
In der Nacht fühlte sie sich wie von den Schauern einer Empfängnis hin und her geworfen. Die übergroßen Anstrengungen der letzten Zeit lösten Fieberbilder in ihrem Blute aus. Oro nahm sie auf: der zerschundene und von Unbill wie zerpeitschte Körper fiel zurück wie eine Schale, ein fremder Ballast; und Weißvogel hob sich leicht hervor und ertrank in wildestem Glück, in der Erfüllung eines bitter erwünschten Zieles. Dies war die Nacht, da sie zum erstenmal allein das Meer genoß und die Inbrunst der Weite sie ergriff. In dieser Nacht war es hell; die Luft war ruhig; die Möven knarzten und zankten schläfrig unter sich; sie saßen in Tausenden von Kolonnen Leib an Leib; sie brüteten und stachen Fische aus dem Wasser, das phosphorisch glänzte ... In der Ferne, an der Kante des Sehkreises, lagerte unauslöschliches Südlicht, das die Nacht matt erhellte; es flammte drüben wie eine Kette von schwefelgelben Bränden, die lautlos das Firmament beleckten: geisterhafte Orgien von kühler Lohe. Die sah das Kind und wußte: das ist Oro, der dort Brand schichtet; dort röstet er seine Nahrung, dort baut er seine Zelte, dort wohnt und dort jagt er.
Am nächsten Tage kam ein Gewitter, und eine große Schwäche nahm Besitz von dem Mädchen. Sie grub sich oberhalb der Klippen zwischen Sträuchern ein Loch, das sie mit Laub deckte; und eine Übelkeit ergriff sie, als ob sie dem Tode nahe sei. Sie zwang sich zu essen und zu trinken; dann fiel sie in eine Betäubung. Unter dem Knattern des Donners schlief sie; ihr Mund stand weit

geöffnet; ihre Finger gruben sich in die Brust; ihre Beine standen steif unter dem Fuchsfell hervor. Doch ihr Herz hielt aus... Sie schlief lange; und als sie erwachte, war ringsum alles wieder grau, und Oro war fort. Sie wollte es nicht glauben; er hatte keine Spuren hinterlassen außer kurzen Schmerzen, die durch ihren Leib zuckten. Er war verschwunden, vom Nebel verschluckt. „Vielleicht kommt er wieder", dachte Weißvogel. „Ja, er muß wiederkommen: ich habe ihn ja!!"... Sie sättigte sich reichlich an Vögeln und Eiern. Nun ihr die Kraft wiederkehrte, beschloß sie, an der Stelle zu bleiben. „Er muß wiederkommen", sagte sie laut vor sich hin, wenn sie sich die Augen müde gespäht hatte. Sonst dachte sie wenig; aber immer wieder dies Eine. – – –

Und er kam wieder. Er kam, als seine Brände entzündet loderten und der Tag starb. Weißvogel sah ihn zitternd vor Erregung; er kam auf einem Boot gerade auf sie zu. Und sein Boot wuchs und wurde breiter als alle, die sie je gesehn; himmelhohe Hölzer trug es, an denen Oro seine Zeltfelle aufgehängt hatte: untereinander je zwei und zwei und vorne ein fünftes – – – Sie trat an den äußersten Rand der Platte und entbreitete die Arme wie Flügel, um ihn zu begrüßen. Sein Boot schob sich gewaltig gegliedert auf sie zu, und der Wind stand prall in den riesigen Häuten. Ratlos in ihrem Entzücken wiegte sie den Kopf hin und her; hinter ihren Augen tief vergraben zuckte und rang etwas nach Gestalt und Leben. Sie starrte das Wunder an und fiel jählings in einen Schacht von Grübelei: körperliche Bruchstücke von Bildern wuchsen hervor. Ihr Gedächtnis arbeitete schwer und ohne

Frucht; nur fern, gewaltig fern, blinkte ein Blitz darin auf und erlosch im gleichen Augenblick. Unter ihr atmete die See in schwerer Dünung, und zu beiden Seiten gröhlte meilenlange Brandung.
Nun kam es immer näher, das Boot Oros. Hinter dem Wirrwarr der Sehnen, die er um die hohen Pfähle geschlungen, verglomm ein Farbengetümmel: die Sonne war gesunken. Nun entfachte er Lichter; keine flackernden, sprühenden, sondern solche, die Sternen glichen. Weißvogel bebte in der Erwartung seines Kommens: ein Glanz erwachte in ihr wie in den Stunden ihrer Träume, wie in der ersten Nacht, die sie hier geweilt. Und nun ... nun ...
Sie neigte den Kopf: Oro begrüßte sie.
Er war jetzt ganz nahe der Küste; ferne Rufe klangen herüber... Der Tonfall dieser Rufe beunruhigte sie dumpf und brachte ihr Herz in Wallung; er füllte sie ganz mit Süße und Schwermut: viel, viel Frühling war darin. Nun, während sie für kurze Zeit wie in Schwäche die Augen schloß, ward ihr, als sitze Oro unfern versteckt und könne sich nicht befreien, so als lägen vierzehn Sommer und Regenzeiten wie ein Dickicht vor ihn getürmt und als locke er sie mit einer ganz alten Stimme ... Sie hörte weiche Laute zu Akkorden verschmelzen; der harmonische Zweiklang durchglühte sie. Näher kam er, näher ... und die Augen starr auf das schwarze Fahrzeug geheftet, tat sie einen lauten, sehnsüchtigen Schrei.
Da sah sie, wie fast im gleichen Augenblick zwei der ruhigen Lichter erloschen; und auch die Geräusche erstarben, so daß nur noch der Nachhall ihres Schreies in

der Luft zu beben schien. – „Er hat mich gehört“, dachte sie außer sich. Sie kletterte an der Klippe ganz zum Strand herab; sie wand sich durch einen Felskamin, wo unter ihren tastenden Füßen Eierschalen zerbarsten und wütendes Geschrei von Brutvögeln sie umbrauste …
Da, was war das?! – –
Das ungeheure Boot wandte sich langsam und drehte ihr die Längsseite zu. Und nun geschah das Furchtbare: es legte nicht an, sondern glitt weiter, in gleichmäßiger Entfernung von der Küste. Sie rief und rief, mit ihrer kindlichen, glasschrillen Stimme, die Hände um den Mund gehöhlt: und dann, in ratloser Verzweiflung, machte sie sich auf, um ihm zu folgen. Sie strauchelte, sprang wieder auf, kletterte und schluchzte dabei; – – das Schiff entglitt. „Er findet mich nicht“, stöhnte sie vor sich hin. „Er fährt fort und läßt mich allein.“ – Ihre Kniee waren in Blut gebadet, so häufig zerstieß sie sie an den schroffen Felszacken. Endlich lag ein ebenes Strandgebiet vor ihr; sie saugte die Brust voll Luft und rannte wie um ihr Leben. Der Sand leuchtete schwach … Sie flog dahin, die Augen unablässig in die Nacht gerichtet, wo der große dunkle Schattenriß lautlos vor ihr hinwegzog … Sie wußte kaum, daß sie lief. Auf einmal trat ihr eine schwarze Wand entgegen und versperrte ihr den Weg, glatt, unüberwindbar. Sie schlug mit den Fäusten dagegen; und dann, nach einem Wutschrei wie früher im Kampf mit widerspenstigem Unterholz, legte sie den Kopf zurück und hieb mit der Stirne gegen den Fels. Ein Schmerz, als würde ihr die Luft plötzlich entzogen, krümmte sie zusammen; sie sah, wie das kleiner

werdende Schiff mit der Nacht verschmolz; und dann stürzte sie in die Gruft einer tiefen Ohnmacht.
Als sie lange, lange Zeit darauf erwachte, hing ihr Kinn herab, und ihr Blick war erloschen. Ein irres, strahlendes Pünktchen tummelte sich in ihrem Hirn und stach und schmerzte... Alles war drinnen erblindet; ausgebrannt wie durch ein fremdes grausames Licht. Die Augen schimmerten stumpf; und erst als der Hunger erwachte, regten sie sich scheu, haltlos und schier tückisch zwischen verkniffenen Lidern. Sie schlürfte den Dotter dreier Eier; dann begann sie ihren Dornenpfad zurückzusteigen, mit tierischer Gemächlichkeit. – –
So erreichte sie nach mehreren Tagen den Beaglekanal und traf auf Yali, der ihrer Spur mit seinen Hunden gefolgt war. Er ergriff sie roh und schleppte sie als sein Eigentum über den Gebirgspfad zurück; hinein in die Nebel des Flachlands und der lichtarmen Tiefe.

– –

Drei dünne Rauchsäulen, schon im Entstehen zerfetzt, wirbeln hellblau durch blätterarmes, aufgeschichtetes Strauchwerk. Das gelblichgraue Gras wogte im stoßweisen Wind; fahle Fächer rieselten in die Breite, wenn es gebeugt ward. Des Himmels helles kaltes Blau durchwanderten plumpe Wolken. – – – Ein seltsames Quäken drang aus der Erde; eine der Rauchsäulen erlosch. Ein Kind drängte sich aus dem Loch hervor und strampelte eine kleine Strecke in die Steppe hinein. Es war maisgelb und schwarzhaarig; es schwenkte einen kahlen Zweig und peitschte damit eine Gasse in die Halme, die so hoch waren, daß sie das Kind fast verdeckten.

Hoch sang es und schrill. Es hatte sich niedergelassen; man sah es nicht mehr. Nur seine Stimme drang eintönig irgendwo zwischen den Halmen hervor; eine wilde Kraft, eine erbitterte Ungenügsamkeit war in der Stimme; doch wußte das Kind nichts davon. Es klagte die ganze Schöpfung in diesem spitzen Singsang an; es forderte Gegner heraus; zuweilen hörte man es, wenn es sich in einem kleinen Anfall von Wut mit seinem Zweige Luft und Platz schaffte. Es litt in seinem Blut; und der Wunsch, den es nicht kannte, der sein geducktes plattes Gesichtchen zucken ließ, war: fort will ich, fort will ich, weit fort . . . Über ihm hasteten die Wolken nach Norden, und ein großer Fischadler ward unter ihnen dahingeweht.

Jetzt tauchte ein Tier aus demselben Loch hervor. Es war ein seltsames Tier; sein Fell war gesprenkelt. Ganz umwickelt war es von Fellstücken; oben war es hellhaarig. Es kroch langsam ganz hervor; dann schrie es rauh. – – Das maisgelbe Kind kehrte zurück, und das Geschöpf richtete sich schwerfällig auf. Ketten aus Muscheln und Zähnen hingen an ihm herab. Es öffnete blaßblaue Augen; eine Stirn enthüllte sich, ein lauernder Kopf: Weißvogel! – – – Auch die andern Kinder kamen nun hervor. Sie waren alle lebendig, hatten harte Ansprüche. Zuerst erschien ein fleischiger Knabe, der in einen zerschlissenen Mantel von Pinguindaunen gehüllt war; er hatte einen Bogen in der Faust, dessen Sehne gerissen war: die wollte er ersetzt haben. Die Mutter nahm die Waffe mit knochigen Händen, deren Fingerkuppen steinhart verhornt waren; sie entwirrte einen Knoten mit den Zähnen; in

ihrem stumpfen Gesicht hob ein Spiel kantiger Muskeln an. Dem Knaben ging die Arbeit zu langsam von statten; er schrie und schlug nach ihr, weinerlich und unduldsam wie sein jüngster Bruder. Die Mutter hieb ihm hart über den Kopf und zog sich zusammen, so daß ihre Kniee spitz herausragten. Dabei ächzte sie voll Unmut, und Shoyien, „Schnelläufer", wie der Knabe genannt ward, riß den Bogen wieder an sich, voll lauernder Vorsicht vor einem zweiten Schlag; er lief eine Strecke weit fort und schimpfte. Er schimpfte andauernd und kräftig; seine einsame Stimme lockte die Brut der übrigen Geschwister aus der Grube. Sie paddelten wie aus einem Füllhorn hervor, ein schwarzer, runder Kopf nach dem andern; und alle maisgelb. Zwei von ihnen hatten hellblaue Augen; die Iris des einen war seltsam gefleckt. Sie waren nackt, denn es war Sommerszeit ... Weißvogel verschwand und kehrte nach einer Pause zurück. Sie trug jetzt ein Ona-Kind bei sich, das vor drei Tagen zur Welt kam; ein tiefbraunes Teufelchen, das scharf zeterte. Sie gab ihm die Brust ... Ein Hund erschien und legte sich still neben ihr nieder. Weißvogel saß reglos, wie aus Stein. Ihre zottigen Brauen zogen die Stirnhaut herab. Unter ihnen lagen die Augen wie kalte Spiegel der farblosen Ferne. So starrte sie blind hinaus, sprach ab und zu einen heiseren Laut, zog die Schultern hoch und öffnete den breiten Mund zur Hälfte. – – – Die Lippen fielen auseinander: sie schlief mit offenen Lidern.

Die Wolken ketteten sich zusammen; der stoßweise Wind wurde zu einem gleichmäßigen Sturm. Die Wolken türmten sich, drängten sich ineinander: der Himmel ward

schiefergrau, begann in Tropfen zu schluchzen und klagte dann weit und dumpf. – –

DILETTANTENERLEBNIS / VON KARL SCHEFFLER

UM dem ungewohnten, lästigen Müßiggang einiger Erholungswochen auf dem Lande den Schein einer Tätigkeit wenigstens entgegenzusetzen, besann sich neulich ein Liebhaber moderner Malerei, der als Sammler und Kunstrichter unter den Autoritäten genannt wird, daß er selbst einst ein Malschüler gewesen ist; er suchte sein altes Malgerät hervor und begann Landschaften zu malen. Müßiggang ist ja nun einmal aller Laster Anfang. Einige Selbstbeobachtungen, die bei diesem Experiment gemacht wurden, sind wertvoll genug, um mitgeteilt zu werden.

„Zuerst gab es“, so erzählt der Betreffende, „ein wunderschönes Behagen, mäuschenstill in irgendeiner Feldeinsamkeit dazusitzen, sich die Sonne auf den Buckel zünden zu lassen, den heißen Duft des Sommers einzuatmen, die Geräusche des Dorfes herübertönen zu hören und einen Winkel der guten und frohen Gotteswelt mit liebevoller Hingabe abzukonterfeien. Man könnte sagen, solches Landschaftsmalen ist eine besonders raffinierte Art, die Natur zu genießen. Es ist ein würdiger Vorwand zu langem stillen Alleinsein mit der Natur, ein Vorwand wie die Jagd etwa, oder wie das Fischen, bei dem man stundenlang im Ufergras sitzt und philosophisch auf den bunt im Wasser sich spiegelnden Schwimmer der Angel

blickt. Ja, der Genuß ist noch intensiver, weil man zeichnend und malend erst recht wahrnimmt, wie geistreich die Natur in jeder Form sich aufbaut, wie beweglich sie in tausend Farben des Lebens schillert und wie sie es im einzelnen gemacht hat, um so reinlich und hell, so lieblich und stark in jeder Stunde ihrer Ewigkeit zu sein.

„Dieses schöne Behagen", so berichtet der dilettierende Kunstkenner weiter, „hielt noch an, als ich nach Hause kam und meine Hausgenossen, vor allem die Kinder, mein Machwerk erstaunlich gut und vortrefflich fanden. Als das Bild aber an die Wand geheftet wurde, war jede Selbsttäuschung zu Ende, denn es stellte sich nun dem unbestochenen Urteil recht und schlecht als ein Dilettantenwerk dar, das mit Kunst in irgendeinem höheren Sinne nichts gemein hat. Und auch bei späteren Malversuchen konnte dieses Niveau nicht überschritten werden, trotzdem diese Versuche nun nicht mehr unbefangen unternommen wurden, sondern mit so peinlicher Anstrengung, daß schon der Gesundheit zuliebe das Experiment bald wieder aufgegeben werden mußte."

Der Fall liegt, der Meinung des Experimentators nach, bei ihm besonders lehrreich. „Seit fünfzehn Jahren ungefähr", sagt er, „habe ich nicht mehr Landschaften gemalt. In dieser Zeit habe ich mir aber eine ziemlich genaue Kenntnis dessen, was gute Kunst ist, erworben; ich weiß, worauf es in der Malerei ankommt, ich kenne die Mittel, womit die Kunstwirkungen erzeugt werden, und habe an unzähligen Beispielen studiert, was geschehen muß, damit Naturwahrheit in Kunstwahrheit verwandelt werden kann. Ich vermag die Landschaft ringsumher

kaum noch anders als im Sinne kunstmäßiger Übertragungen anzuschauen und stehe mit meiner ganzen Empfindung auf dem Boden der besten modernen Malerei. Und dennoch mußte ich, als ich nun zu malen begann, genau dort fortfahren, wo ich vor fünfzehn Jahren aufgehört habe. Es gab gar keine Wahl. Der Pinsel mischte die Farben, wie ich es einst bei dem guten alten Professor gelernt habe, und es entstand unter dem Zwang eines schulmäßig gebildeten Könnens wie von selbst eine Darstellung der Landschaft, die hinter meiner unmittelbaren Anschauungsweise weit zurückbleibt, ja ihr eigentlich durchaus widerspricht. Anschauend finde ich in den Architekturen und Wettern der Natur Rembrandt und Ruisdael, Cézanne und Manet, van Gogh, Liebermann oder hundert andere wieder; und ich sehe dann auch Dinge von einer kühnen, immateriellen kosmischen Schönheit, die kein Künstler noch zu malen verstanden hat und deren seelenvolle Grandiosität mich tief ergreift. Malend fand ich mich nun aber beschämt plötzlich als ein recht unfähiger Kollege unter den Künstlern der Glaspaläste und der offiziellen Künstlervereine. Also unter solchen, denen zumeist der Dilettantismus Routine und Beruf geworden ist. Es war, hoffe ich, anständig, daß mir beim Malen nicht der Gedanke kam, Versuche im Sinne Monets oder Liebermanns anzustellen, neo-impressionistisch oder im Hodlerstil zu malen; aber es war mir selbst merkwürdig, daß die so eifrig doch seit fünfzehn Jahren studierten Kunstformen und Maltechniken dieser oder anderer verehrter Maler nicht unbewußt, nicht ganz von selbst auf meine Malpraxis eingewirkt haben. Dieses ist doch eine

ernste Belehrung darüber, daß auf der einen Seite Empfinden und Denken und auf der andern Seite das Tun so ganz verschiedene Dinge sein können, wenn beides, Denken und Tun, nicht wie das Tickundtack der Uhr fort und fort zueinander gehören.

„Von meiner Umgebung wurde mir eingewandt", so setzte der Analytiker seiner selbst den Bericht fort, „es fehle mir eben nur die Übung. Aber das ist es nicht. Hätte ich in den letzten fünfzehn Jahren beständig als Professionist gemalt, so würde ichs natürlich viel besser können. Jenseits der Dilettantengrenze wäre ich aber auch dann nicht. Ich hätte alles erwerben können, was man mit Einsicht, Fleiß, Geist und Geschicklichkeit erwerben kann, alles Erlernbare; sicher wären auch Leibl und die Fontainebleauer, wären alle bedeutenden modernen Meister und mancher Alte mir nützliche Lehrer geworden; ich hätte lernen können, die Natur tonig zu sehen und darzustellen, hätte den Impressionisten ihre Kompositionskunst, ihre wirkungsvolle Strichtechnik, ihre Systeme der Helligkeit und Vereinfachung und vieles andere noch absehen können, soweit sich etwas Derartiges eben absehen läßt, kurz, ich hätte meinen angeborenen Dilettantismus beruflich nach allen Seiten organisieren können und wäre dann sicher so weit gelangt wie mancher bekannte Maler unserer Tage. Ein Maler aber wie der Geringste der alten Holländer, wie der Letzte der Fontainebleauer oder auch nur wie junge Leute vom Wuchse unserer Waldemar Rösler oder Theo von Brockhusen wäre ich damit nicht geworden. Denn darüber entscheidet nur eines: die Gabe nämlich, vor der Natur

von der Natur zu abstrahieren, sie malend zu übersetzen, so daß etwas ganz anderes entsteht, das hinterher aber, im Rahmen, die volle Illusion beseelter Natur gibt. Das Bild des Dilettanten wird im unmittelbaren Vergleich der Natur immer sehr ‚ähnlich' sein, und es wird darum stets die Zustimmung der Menge für sich haben; das mit dem Stück abgemalter Natur verglichene Bild des Künstlers dagegen wird erschrecken, weil es etwas Fremdartiges zu sein scheint, etwas Rohes, Pietätloses, Subjektivistisches. Später, im geschlossenen Raum, im isolierenden Rahmen aber ist es anders: die Dilettantenarbeit sinkt dann zu einem matten, photographisch toten Abklatsch herab, und das Bild des Künstlers beginnt mächtig zu leben, so daß man den Raum fühlt und die Bewegung, das Licht und die Atmosphäre: es gibt eine lebendige Illusion lebendiger Allnatur. Wenn der Dilettant zu gewissenhaft ist, im subalternen Sinne, so daß er nicht von den einzelnen Gegenständen loskommt, das heißt nicht vom Zufälligen, Einmaligen, so blickt der Künstler über die Gegenstände fort, durch sie hindurch auf das bleibend Kosmische, worin die zufälligen Gegenstände nur sind, damit jenes sich malerisch manifestieren, sich konkret räumlich darauf niederschlagen kann. Auch verbindet sich die Erfindungs- und Einbildungskraft des Künstlers, um mit Goethe zu reden, gleichsam unmittelbar mit dem Material, in dem er zu arbeiten hat. Er überschreitet nicht die Grenzen des Materials – was der Dilettant immerfort tut –, aber er nutzt die Materialmöglichkeiten immer auch bis zum äußersten aus – was zu tun der Dilettant auch nicht versteht. Das Genie des Künst-

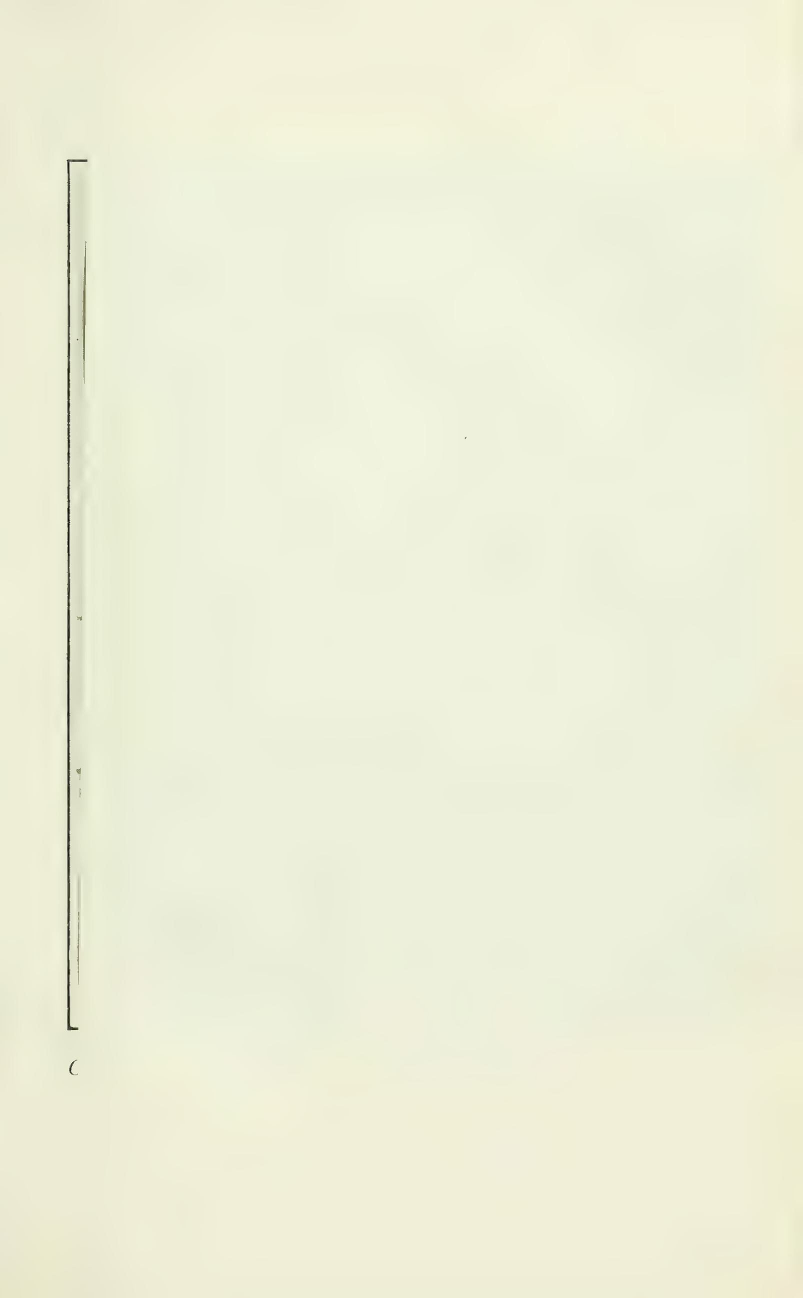
lers bezieht sich mehr als auf das Naturvorbild aufs Formale, aufs Technische, aufs Kompositionelle; es ist seine Leidenschaft, alles ihn Umgebende gleich in Kunstformen zu sehen und auch ohne Pinsel und Palette immerfort zu malen. Er kann die Sprache seiner Kunst nicht nur im gegebenen Moment sprechen, sondern er denkt jederzeit in dieser Sprache. Über alle Lust am Gegenständlichen stellt er, zum Beispiel, die Fertigkeit, Intervalle von Tonvaleurs richtig bestimmen zu können, und wenn der Dilettant immer in irgendeinem Sinne Naturalist ist, wenn er nicht wegzulassen wagt, weil er nicht dem Eindruck vertraut, den die beseelten Sinne empfangen, weil er seinem ursprünglichen Gefühl weniger glaubt als seiner ‚objektiven' Beobachtung, und wenn er darum mittels der äußeren Natur nie sein Inneres darzustellen vermag, so ist der Künstler unter allen Umständen ein Übersetzer des Äußerlichen ins Innerliche. Das heißt: ein Stilisierender. Er malt mit Hilfe von Flüssen und Wäldern, Himmeln, Häusern und Bäumen den Raum, er dichtet über den Raum mittels des Lichtes und der Atmosphäre, er reimt Harmonien aus Valeurs, formt Melodien aus den an zufälligen Gegenständen gebundenen Formen und Linien und gliedert rhythmisch mit Licht und Schatten das Allgewoge der Natur. Und ist doch in allem wahr, fanatisch wahr. Er kann die Natur in höherer, in bleibender Wahrscheinlichkeit darstellen, weil er seine Empfindungen darzustellen vermag; er übersetzt den göttlichen Schöpfungsgedanken ins Menschliche. Und das erst macht auch ihn schöpferisch.

„Dieses Wesentliche aber ist nicht zu lernen, nicht vom

Einsichtigsten, nicht vom Eifrigsten. Man hat die Fähigkeit, sich in den Dingen und die Dinge im erregten Gefühl, in bestimmten Materialien, unter fest umgrenzten technischen Bedingungen darzustellen, oder man hat sie nicht. Diese Fähigkeit eben – es gilt für jede Kunst, für jede kunstartige Arbeit – ist das Talent. Und Talent in dieser Bedeutung ist ganz und gar Gnade, was immer Fleiß und Intelligenz an Handwerksfähigkeiten auch hinzuzufügen imstande sind.

„Hier ist die Grenzlinie, die die Kunst vom Dilettantismus scheidet. Eine Grenzlinie, die man nie peinlich genug respektieren kann. Denn sie deutet darauf hin, daß der Dilettant nicht etwa auf einer Vorstufe zur Kunst steht, sondern daß die Kunst etwas prinzipiell anderes ist als der Dilettantismus, daß beide sich gegenseitig ausschließen. Sich ausschließen, trotzdem es heute viele Tausende gibt, die ihren Dilettantismus unter staatlichem Schutz zum Beruf erhoben haben und die mit der Wucht ihrer Majoritäten die immer nur kleine Schar wahrhafter Künstler zu erdrücken suchen.

„Nun kann ein Dilettantismus, wie ich ihn neulich gelegentlich geübt habe, aber auch sein Gutes haben", ließ der Kunstfreund sich zum Schluß vernehmen. „Er kann nämlich unschätzbare Dienste leisten für das Kriterium. Mich zum Beispiel haben meine kleinen Ferienexperimente, wie gesagt, in der Überzeugung bekräftigt, daß alles, was ich in der Malerei günstigstenfalls hätte leisten können, immer unterhalb der Grenze eigentlicher Kunst geblieben wäre. Da man vor der fremden Arbeit nun aber stets einen ganz sicheren Instinkt dafür hat, ob man





Goethe: Zeichnung im Herslebschen Stammbuch 1781

sie unter Umständen ebenfalls hätte leisten können oder nicht, so sehe ich mich vor Werken der Malerei in der Lage, sagen zu können: dieses hätte ich bei stetiger Ausbildung und wenn ich mein Leben der Malerei gewidmet hätte, annähernd ebensogut machen können: also ist es der Kunst im eigentlichen Sinne nicht zuzurechnen; und jenes hätte ich unter keinen Umständen hervorbringen können: also ist es ein Werk echter Originalität. In einem Punkte nur hat sich der Dilettant also zu überwinden: er darf nicht, wie üblich, seine Leistung zum Maßstab des Erstrebenswerten, sondern er muß sie zum Maßstab des Unzulänglichen machen. Tut er dieses, so kann auch der Dilettantismus wahrhaft kulturfördernd sein."

So schloß der Erzähler den Bericht seines Dilettantenerlebnisses, und ich wußte ihm nichts zu sagen als dieses: „Sie werden nach dieser Erfahrung nun wahrscheinlich niemals wieder einen Pinsel anrühren; aber wenn Sie jemals auf Ihren Wegen einem Dilettanten begegnen sollten, der nicht an sich selbst glaubt, der dauernd nur malt, um sich selbst zu beweisen, wie es nicht gemacht werden soll, so geben Sie mir bitte die Adresse dieses Individuums. Ich will es unsterblich machen."

DIE ODYSSEE, DEUTSCH VON R. A. SCHRÖDER / VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

NICHT leicht wird in einer englischen Bibliothek neben dem griechischen Homer eine andere Übersetzung stehen als die des Pope. Schlagen wir sie auf, so

ist die Vorrede zunächst bedeutend, prägnant, des großen Gegenstandes würdig. In der Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, weltmännisch-gelehrtenhaft, voll anständiger Zurückhaltung, gleich fern von Nüchternheit wie von flackernder Emphase, finden wir ausgesprochen, was einem unerschöpflichen und eigentlich unfaßlichen Objekt gegenüber mit Anstand ausgesprochen werden kann. Die Übersetzung selbst wird uns mehr befremden als befriedigen. Daß sie von keines gewöhnlichen Mannes Hand geschaffen ist, mögen wir schnell zugestehen. Aber wir sind Deutsche, und hier fühlen wir einigermaßen den Engländer; dann sind wir von heute, und der Übersetzer ist von gestern; aber der insulanische kühne Engländer mußte dem insulanischen kühnen Griechen wohl etwas minder fern stehen als beide dem binnenländisch schwerfälligen Deutschen; und der Mann von gestern steht den Urzeiten, aus denen dieses Werk herüberglänzt, um fast zwei Jahrhunderte näher als wir. Dies erwägend, müssen wir uns als die Basis, auf die wir aufbauen, ein Paradoxon eingestehen, von dem abzukommen wir in keiner Weise gewillt sind: wir statuieren die homerischen Gedichte als außerhalb der zeitlichen Bestimmtheit und außerhalb der nationellen Beschränkung stehende. Wir alle, Deutsche, Engländer, Franzosen, nähern uns – und durch die Jahrhunderte immer wieder – diesen im vollkommensten Sinn unsterblichen Gedichten mit dem Bewußtsein, daß wir ihnen und sie uns in noch ganz anderem Sinne angehören als irgend sonst das Produkt einer fremden Literatur. Ein ähnliches Verhältnis findet zur Bibel statt, und doch ein völlig verschiedenes:

Abraham, Simson, Gideon, David, Salomon, Esther und Ruth mögen groß und lebendig durch das Gedächtnis der Jahrtausende wandeln, Michelangelo mag sie in erhabenen Figuren für alle Zeiten festhalten, Dante sie in sein Weltgedicht verflechten und der bürgerliche Mund in seine Sprichwörter und Redensarten: doch wird die Einbildung der Deutschen niemals wollen, sie wären Deutsche. Welcher Deutsche aber würde sich die Überzeugung nehmen lassen, ein Jüngling wie Telemach müsse ein deutscher Jüngling, ein Mädchen wie Nausikaa könne nichts anderes als ein deutsches Mädchen sein? Goethe ist uns in dieser Präsumption vorangegangen: wer die „Achilleis" schrieb, die „Nausikaa" entwarf, der meinte aus aufrichtiger Seele etwas wie deutsche Gestalten weiterzubilden, nichts Fremdes an Fremdes anzuleimen. Mit der gleichen Anmaßung aber müssen wir die Angehörigen der anderen Nationen mit der homerischen Welt schaltend uns vorstellen. Spricht und schreibt der Franzose von antikem Wesen, so ist ihm, daß er allein etwas davon im Blut trage. Er ist, unter Barbaren, der wahre Erbe der Griechen. Er hat das Auge, mit dem sie blickten; in ihm schwingt ein Etwas vom Rhythmus ihres Lebens: schaut er in ihre Welt hinein, so erfaßt er allein mit ungezwungener Seele ganz genau den zarten, dabei reinen und festen Kontur, mit dem Örtlichkeiten, Menschen, Geschicke umrissen sind. „Dies", sagt er sich, „ist der klare und majestätische Entwurf des Poussin, dies gleicht der Feinheit des Racine, dies der reinen, scharfen Linie des Molière. Dies Klare da, dies Weltgemäße, dies Nirgend-Verschwommene,

dies, wenn es etwas ist, ist französisch." Und wer könnte gegen den Engländer an, wenn all diese Mannhaftigkeit, diese Stoßkraft, wenn diese sämtlichen Wettkämpfer, diese Seehelden, diese Inseleroberer ihm Engländer sind und nichts als Engländer? So stehen diese unausdeutbaren dichterischen Gebilde in der Mitte der Zeiten, in der Mitte der Völker. Die Zeiten wandeln sich, Völker steigen und sinken; jenes Große aber hält sich in der Mitte, unwandelbar, befestigt wie auf ewig.

Den gleichen Rang, wie bei den Engländern Pope, hält bei uns Vossens Übersetzung oder etwa noch einen höheren. Denn neben Pope steht, um ein Jahrhundert älter, Chapman, der Freund Spensers, Shakespeares, Ben Jonsons, und es ist in seiner Übersetzung ein Etwas von dem Feuer seiner großen Epoche, wodurch sie jünger erscheint, je veralteter die des achtzehnten Jahrhunderts uns anmutet. Neben Voß aber steht kein früherer Deutscher, und die späteren hält er durchaus nieder. Auch er ist achtzehntes Jahrhundert, aber eine Welt liegt zwischen ihm und Pope. Jener ist voll Tradition, voll Politur, ist das Ende einer Kette; dieser ist eher rauh, ungefüge, aber er steht am Anfang einer neuen Zeit. Es war ein historischer Moment, als er auftrat; dies umwittert ihn auf immer. Und es ist eine männliche, reine Gesinnung in ihm, die nie ihre Wirkung auf ein rein aufnehmendes Gemüt versagen wird. Etwas von der homerischen Größe, homerischen Reinheit übermittelt er für alle Zeit. Viel scheint es, wenn man ihn allein liest. Schlägt man dann das Original auf, so stockt einem der Atem: die Vollkommenheit, wovon das Gedächtnis doch nur ein

schwaches Abbild in sich trug, dringt von allen Seiten auf uns ein und überwältigt die Phantasie. Hernach wieder in der gleichen Stunde den Voß aufzuschlagen, ist unmöglich. Das Original ist Gegenwart, Leben, offenbares Geheimnis, die Übersetzung ist ein Bericht. Jene Sprache dort hören wir nie und nirgends wieder, diese hier ist ein tüchtiges, dann und wann ein trockenes Deutsch, das manchmal nach der erzählenden Prosa hinschlägt, manchmal nach der Predigt. Dort gleitet Wendung auf Wendung, Vers auf Vers dahin: es ist ein unerschöpfliches leuchtendes Fließen: die Welle berührt nicht die Welle, und doch sind sie miteinander eines. Hier häkelt sich Satz an Satz, Vers an Vers, so wie es eben geht; wo sichs nicht häkelt, dort klaffts.

Einhundertundzwanzig Jahre sind dahingegangen, und Voß ist geblieben, was er war, und das ist viel; aber das homerische Gedicht hat sich wiederum gewandelt. Diese unausdeutbaren Gebilde sind Leben, zweifelhaft, doppelblickend wie alles Leben. Sie machen unausgesetzte Wandlungen durch. Wir wissen, daß Thukydides nicht die Ilias in Händen hielt, die wir in Händen halten. Wir wissen nicht, welche Odyssee bei den Panathenäen vorgelesen wurde; wir wissen nur so viel, daß es nicht völlig die unsrige war. Immerhin, seit den Alexandrinern gibt es einen Text, und es ist ein Homer, in welchem seit zwanzig Jahrhunderten die Welt liest. Und dennoch: es ist ein Text, und es ist ein tausendfach verschiedener Homer. Nichts an diesen Gedichten, das vor dem geistigen Auge feststünde: nicht ihr Urheber, den wir zur mythischen Gestalt haben werden sehen und der, indem er unsicht-

bar wurde wie ein Gott, diese Gedichte, die wir nach ihm nennen, nur um so geheimnisvoller, ungeheurer, lebendiger hinter sich zurückließ; nicht ihr Umfang: der Scholiast sagt uns, daß die Doloneia (der zehnte Gesang der Ilias) ursprünglich „von Homer" sei beiseite gelassen und erst von Pisistratus in die Ilias eingefügt worden, und es fehlt in der neueren Zeit wie im Altertum nicht an Stimmen, die den letzten Gesang der Odyssee sowie die Hälfte des vorletzten als eine Hinzufügung von späterer Hand verwerfen; nicht die Struktur im großen und im kleinen. Hier legt uns ein deutscher Gelehrter die Odyssee auseinander als ein Konglomerat aus vier gänzlich verschiedenartigen Heldengedichten und weist an kleinen Widersprüchen des pragmatischen Nexus, Unvereinbarkeiten des zeitlichen Verlaufes die Nähte und Klammern auf, die dies scheinbare Ganze zusammenhalten; dort hebt ein englischer Forscher einige der berühmtesten Gleichnisse der Ilias aus dem Zusammenhang, rückt sie an andere Stellen und versteht uns zu überzeugen, daß er sie nun erst dorthin gebracht, wo sie ursprünglich gestanden haben müssen; und auch die Sprache nicht, das ist das Außerordentliche, auch sie nicht, die stets lebendig sich anfühlende Oberfläche, die wir mit Händen zu greifen meinen, auch sie ist nicht ein schlechthin Gegebenes, ist nicht, was sie scheint, ist Gegenwart und Phantom zugleich wie alles an diesen Gedichten. Wir lernten in der Schule, dies sei der ionische Dialekt; aber hinter dieser gemeineren Schulweisheit steht schon seit Dezennien eine höhere, welche die Reinheit des Gedichtes herzustellen bemüht ist, indem sie die

ionischen Formen in äolische verwandelt, vielmehr zurückverwandelt; was uns, was Aristarch, was den großen Humanisten der Urtext des Homer hieß, heißt diesem Philologen „die Korruption der Oberfläche" des äolischen Epos. Und dennoch, wo scheinbar nichts der Prüfung standhält, alles unter dem forschenden Blick sich aufzulösen scheint, das Einheitliche in Teile zerfallen will, das Organisch-geglaubte als ein Geschichtetes, in Jahrhunderten Zusammengeschweißtes sich offenbart, hält Eines stand, ja tut sich von Geschlecht zu Geschlecht nur immer sieghafter hervor: das unaussprechlich gewaltige innere Leben dieser Gebilde. Genius des einzelnen oder Genius eines Stammes, Genius eines Vierteljahrtausends: hier ist die Offenbarung des gewaltigsten poetischen Vermögens, das die Erde kennt, hier lodert das Feuer der Einbildungskraft mit so stetigen Flammen als nirgends im Bereich der menschlichen Überlieferung. Wenn etwas, was Menschen schufen, übermenschlich heißen darf, so sind es diese Gedichte. Sie leben und sind da, heute wie vor dreitausend Jahren. Wie in ein unsagbar Lebendiges blicken wir in sie hinein, wie in ein Feuer, wie in ein Auge. Es gibt Sterne, die so weit von uns sind, daß der Lichtstrahl, der vor dreitausend Jahren von ihnen ausging, heute unseren Sehnerv trifft. Solch ein Stern ist Homer. Der Glanz dessen, was auf ihm vorgeht, trifft uns heute als eine lebendige Gegenwart. Blättern wir diese Bücher auf, so stürzt Fülle gegenwärtigen Lebens auf uns herein, wenn anders Stürzen heißen darf, was vielmehr ein ruhevolles, aber namenlos gewaltiges Heranschweben ist.

Hier ist das Allgemeinste eines ungeheueren Phänomens mit unzulänglichen Worten auszusprechen versucht. Wir sind gewohnt, dies Phänomen hinzunehmen, nicht es ins Auge zu fassen. Was wir ins Auge zu fassen gewohnt sind, ist der Inhalt der homerischen Welt, nicht das verwunderlich erschütternde Phänomen ihrer Gegenwart als ein Ganzes, Lebendiges, hier, bei uns Lebendigen. Wir sind gewohnt, an Odysseus zu denken und an den Hund des Odysseus, der starb, nachdem sein Auge den heimkehrenden Herrn noch einmal erblickt hatte; an Briseis, an Kirke, an Kalypso; an den letzten Kampf Hektors, an die vergebliche Flucht, den Tod und das Schreckliche nach dem Tod; an die liebliche Insel der Phäaken; an Zeus und Thetis; an die Kampfspiele um Patroklos' Scheiterhaufen, an Priamos, der vor Achilles kniet; an Penelope, wie sie nachts am Webstuhl sitzt und das Gewobene wieder auftrennt. Oder unsere nachschaffende Phantasie erhebt sich, läßt das Einzelne unter sich und streift in halbhoher Sphäre über das Ganze hin; so ist ihr freilich zumute, wie es sich kaum sagen läßt – ein Glanz des Daseins unter ihr, eine Fülle des Lebens, eine Heiligkeit des Irdischen, ein gesättigtes Leuchten, ein Strahlen, überall; überall, trotz aller dunklen, grausamen, fürchterlichen Dinge, eine Herrlichkeit, unfaßbar. Achilles und Priamos, wie sie miteinander sprechen da im Zelt; und Odysseus und Eumäos, wie sie miteinander sprechen dort im Haus des Hirten; und Helena, wie sie auf die Mauer geht, Paris und Menelaus miteinander kämpfen zu sehen, und wie sie der früheren Zeiten denkt und der ersten Ehe und weinen muß und ihr Gesicht

verhüllt, und da sitzen die alten Männer auf der Mauer, und wie sie sie vorüber gehen sehen, reden sie leise untereinander: „Kein Wunder, daß um diese die Troer und die gepanzerten Achäer Leid des Krieges tragen so viel Jahre lang. Denn seltsam gleicht sie von Angesicht einer unsterblichen Göttin." „Kein Wunder," sagen sie; „es ist recht so", sagen sie; „οὐ νέμεσις Τρῶας . . ." Sie sitzen auf den Mauern ihrer Stadt, die brennen wird; unten trieft das Gefilde vom Blut ihrer Söhne; da geht die Frau vorüber, um deren willen dies uferlose Unheil sich vollzieht: „Es ist Gottes Recht", sagen sie, „daß um einer solchen Frau willen wir und jene dort drüben diese Leiden ertragen." Und die Waffen, und die Pferde, und die Zelte, der Wall, das Blachtfeld; und die Schiffe und das Meer, und die Ufer, die Buchten, die Klippen, die Stürme, die Wogen, die Blitze; und das Haus und der Hof und die Herden; und der Bettler am Herd und die Schaffnerin, die sich „freut, aus der Fülle zu geben"; und die Bräuche des Krieges und die Bräuche des Friedens; die Opfer, die Weihen, die Geschenke; und die kleineren, die alltäglichen Dinge, mit keinem geringeren Glanz umgossen: die Mahlzeit, Schlafengehen und Aufstehen, Sich-rüsten, Sich-reinigen, das Waschen der Hände; und die Tiere: die Rinder, die Geißen und Böcke, die Wölfe, die schnellen Hunde; und die Kraniche in der Luft, die Fliegen, um die Milchnäpfe summend. Und um jedes Ding eine Herrlichkeit, eine Würde: ein jedes kommt von seinem Vers dahergetragen, so feierlich, so geehrt, so vergöttert, als wäre es der Mittelpunkt einer heiligen Handlung. Ein kleines Tun, ein alltägliches Ge-

schehen: ein weidendes Tier, eine Meereswelle, die hereinrollt, eine Bewegung des Rudernden, eine Waffe, ein Gerät, eine Wunde – für einen Augenblick ruht ein göttliches Auge auf jedem, und in dem Blick dieses göttlichen Auges schauen wir mit. Sollen wir sagen, es ist die Jugend der Welt darin, der Zauberglanz einer unwiederbringlichen Frühzeit? – Ist es nicht vielmehr höchste, reinste Gegenwart des Menschlichen, unzerstörbar, welche in sich aufzunehmen, in der eigenen Brust immer wieder herzustellen eine nieermattende Begierde sich regt? Aneignung eines Höheren ist Leben des Lebens; wir Deutsche meinen zu leben, und sollten verlernen, uns das Große stets aufs neue anzueignen? Weil große Zeiten groß waren, weil Herder groß war, seinem Volk fremde Schätze anzueignen, und Goethe groß mit ihm, groß dann das Geschlecht um 1800, groß im Aneignen die Grimm und die Humboldt, so sollten wir es beruhen lassen, den Homer auf dem Voß beruhen lassen und den Shakespeare auf dem Tieck und Schlegel? Da der Schatz der Sprache und seelisches Vermögen sich wechselweise bereichern, wofern ein Berufener beide zu gebrauchen versteht, sollten wir unser Pfund vergraben, anstatt am gewaltigsten aller Handelsplätze mit ihm zu wuchern? Es ist nicht zu verwundern, daß man den deutschen Shakespeare nicht ruhen läßt und daß ein Deutscher mit einer neuen Übertragung der „Odyssee“ hervortritt. Zu verwundern wäre und zu beklagen – wenn es nicht so käme.

Da Goethe einmal unter anderen Malen auf das homerische Gedicht und auf Vossens Übersetzung zu sprechen

kam, die er vortrefflich nannte, fügte er bei: „Aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im ganzen ein so meisterhafter Übersetzer wie Voß zu sein." Eine naivere; das Wort ist tief und vieldeutig: also wohl eine zartere und zugleich eine reichere, eine seelenhaftere, eine in höherem Sinn poetische. Fast hätte Goethe hier an sich denken müssen; was war die „Achilleis" anderes als eine schöpferische Übersetzung; freilich die Übersetzung der Gesänge, die dem Original fehlen, so bedurfte es, sie zu schaffen, einer doppelt wahren, doppelt reichen Empfindung des Originals. Legt man die „Achilleis" neben den Voß, so ists eine entfaltete Seelensprache neben einer spröden tüchtigen Bürgersprache. Aber hinter dem einen Buch steht Homer, hinter dem anderen freilich – nur ein letzter Homeride, nur ein bezaubernder Nachahmer. Die Sprache Homers ist ein offenbares Geheimnis; man mag sie primitiv nennen, so ist es die Primitivität einer Rasse von unfaßlichem organischen Reichtum. Man kann ebensowohl den Hauch einer jungen Welt in ihr fühlen als die Reife, die Vieldeutigkeit einer uralten, Schicht über Schicht aufgetürmt. Das Sinnliche ist mit einer Gewalt gemalt, einer Präzision, einem Einklang zwischen Wort und Vision, dem nichts nachkommt. Das Wasser, das Feuer, der Klang der Waffen, die Bäume, die Quellen, die Wolken: es ist, als spiegelte sich zum erstenmal die Welt in einer menschlichen Seele.

Durch diese ganze Welt aber geht ein sittlicher Bezug von der höchsten Zartheit. Es ist eine überall verteilte

Würde, verteiltes Lebensgefühl, verteilte Liebe. Das Höchste ist: eine fast unfaßliche Menschlichkeit. Schlägt man irgendeine Stelle auf, wo Menschen von sich, von ihrem Leben sprechen, ihr Inneres enthüllen, und meint man, die reinste, treueste, naivste Erinnerung daran in sich zu tragen, immer ists noch menschlicher, noch entspannter, noch weniger pompös, als man erwartet hätte, noch reiner, simpler, noch weniger pausbäckig und dabei noch menschlich inhaltsvoller. Hier ist ein selbstverständlicher Reichtum des Seelischen, eine höchste Harmonie der inneren Lebendigkeit, eine Frommheit, ein sittlicher Zustand, der ein Höhepunkt der Menschheit ist.

Eine naive Sprache ist die Trägerin dieses göttlichen Gedichtes. Nur eine naive Sprache kann wiederum, in ihren Grenzen, diesen Glanz abzuspiegeln hoffen. Aber nicht eine dürftige. Goethes Sprache, die Sprache des „Werther“ und des „Faust“ ist unvergleichlich naiver als die Sprache, die im siebzehnten Jahrhundert ein deutscher Edelmann, ein deutscher Amtmann oder Pfarrherr gebrauchte. Und ist nicht Hölderlins Sprache naiver als die Klopstocks, Eichendorffs als die Wielands? Verwildert war die deutsche Sprache, verarmt, steif, dürftig; da die Zwischenzeit überwunden war, ist sie aufs neue seelenhaft-naiv geworden. Aus unterbundenen Gliedern ergoß sich von Ader zu Ader ein unnennbarer Reichtum. Die Heilige Schrift, das Volkslied, die alten Prediger, der Jakob Boehme, die Märchen, alles kam zu allem, und die Sprache kam zu sich selber: sie speiste sich von ihren eigenen Quellen.

Ein Jahrhundert ist hingegangen, und dieser Reichtum ist organisch geworden. Es ist eine entfaltete Seelensprache, die keinem einzelnen gehört, sondern das höchste Vermächtnis des Volkes ist. Tritt nun ein begabtes Individuum hervor, vermag es sich dieser ausgebildeten Sprache in vollem Umfange zu bemächtigen – schon dies setzt ein hohes poetisches Vermögen voraus –, fühlt es in sich den geistigen Reichtum, solch ein Ganzes zu erfassen, die Kraft zur unbedingten Hingabe, wie sollte da nicht ein neuer deutscher Homer entstehen können, vor dem auch Voß zwar nicht ins Dunkel der Vergessenheit entschwände, aber dem lebendigen, dem höheren Produkt gegenüber an seinen historischen Platz zurückträte?
Schlage ich nach dem Voß diese Odyssee, neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder, auf, so fühle ich mich von einem dichteren poetischen Fluïdum allseitiger umgeben, kraftvoller eingeschlossen. Folge ich den Versen im einzelnen, so vermag ich bald mir darüber Rechenschaft zu geben, was jener anfänglich schwer deutbaren allgemeinen Empfindung zugrunde liegt: durch diese Tausende von Zeilen hindurch, fast ohne jede Unterbrechung, ist der einzelne Vers sowohl bereichert als erleichtert. Wo Voß gerade eben nur durchkommt, seinen Vers zu strecken oder seinen Vers zu enden, da scheint der Neuere mit Gelassenheit zu schalten wie mit einer lebendigen Materie, die ihm zu Willen ist, ohne daß er sie aufs Prokrustesbett zu legen braucht; ihm ist ein innerlicher Reichtum von Wendungen zu Gebote, und mit dem Reichtum ein Gefühl der inneren Freiheit: und was ist Gelassenheit anderes als Freiheit der Seele? Nur

wer reich ist, kann vollends einfach sein; höchste Simplizität ist mit nichts so unvereinbar als mit Dürftigkeit, mit nichts aber als mit höchster Simplizität ist der unsagbar zarten Menschlichkeit des homerischen Gedichtes beizukommen. Hier ist es erreicht: eine subtil durchgebildete Syntax, mit dem zartesten Gefühl gehandhabt, gibt jedem Wort zugleich den seelischen und den Versakzent, der ihm zukommt. Vers und Vers, Vorgang und Vorgang sind in einer schwebenden, unvergleichlichen Weise aneinandergeknüpft: immer durch kleine Wendungen wie: „gegen dem, dieweil, derweilen, über dem allen, unter ein kleines", die zwischen den örtlichen, den zeitlichen und den kausalen in der Mitte hangen und dem Ganzen eine undefinierbare Luft geben; der große Kunstgriff des epischen Dichters bleibt das ganze Gedicht hindurch unverwischt: daß er seinen Vers nicht einheitlich gestaltet. Hier waltet, wie das Meisterhafte sich stets verwandt bleibt, eine Analogie mit dem Vers des Molière: auch seine Alexandriner wie die Hexameter Homers, ohne Zäsur hintereinander gelesen, sind ein Prosaverfolg: dazwischen heben sich mit Glanz die lyrischen Stellen. Dieses Zwiefache der Oberfläche wiederzugeben, gleichsam einen steten Wechsel spiegelnder und opaker Stellen, ist Voß durchaus versagt geblieben. Sein Vers ist im großen ganzen nur mit Konnivenz als Hexameter zu lesen, der des Neueren nur mit bösem Willen entgegen dem Hexameter zu skandieren. Vielleicht ist man ungeduldig, mich vom scheinbar Äußeren zum scheinbar Inneren des übersetzten Gedichtes kommen zu sehen. So schlage ich denn irgendeine Stelle auf. Den Flug des

Hermes zur Erde hinab, mit der Botschaft von Zeus an Kalypso.

Ging und band sich fest am Fuß die schönen Sandalen,
Goldene, göttlicher Art, damit er über die Wasser
Und das unendliche Land, ein Windhauch flüchtig dahinfuhr,
Drauf ergriff er den Stab, der das Auge der Menschen besänftigt,
Aller, soviel er vermag, und Schlafende wieder erwecket.
Den in der Rechten, entflog der gewaltige Argeiphontes,
Fiel aus dem Äther herab auf die Fläche der hohen Gewässer:
Dicht überm Abgrund strich er dahin, der Möve vergleichbar,
Welche im furchtbaren Bug der schäumenden salzigen Woge
Fischfang treibt und öfters die Flügel streifet mit Salzschaum.
So fuhr Hermes, der Bote, dahin über Wellen und Wellen.

Hier ist ein physisches Phänomen; ich schlage die gleiche Stelle im Voß auf, der in jedermanns Hand ist. Voß gibt mir den Bericht davon, Schröder die Anschauung. Hier war ein Bewegtes, ich suche ein Ruhendes: gleich die nächsten Verse: die Behausung der Kalypso.

Und er kam vors hohle Gehäus. Dort wohnte die Nymphe,
Zierlich gescheitelten Hauptes: er traf sie eben zu Hause.
Mächtig flammte ein Haufen gewürziger Scheiter vom Herde,

Zedern und allerhand Weihrauch, und duftete fern übers
Eiland.
Aber von innen erscholl ein Lied aus lieblicher Kehle,
Wie sie mit güldener Nadel am Webstuhl wirkte und
umging.
Dicht um die Höhlung wuchs ein Wald verschwisterter
Kronen,
Erlen und Zitterpappeln und duftende schwarze Zypressen,
Wo im verborgnen Gezweig die flügelspreitenden Vögel,
Eule und Habicht, ihr Lager gewählt und die Krähen des
Meeres,
Schnellen Geschwätzes, die draußen am Strand ihr Ge-
werbe betreiben.
Über dem Tor des hohlen Gemaches hob sich der Wein-
stock,
Strotzend in Kraft, mit der Fülle geschwollener Trauben
belastet.
Quellen lauteren Wassers entsprangen viere beisammen,
Eine der andern nah, und wandten sich hierhin und dort-
hin,
Rings von schwellender Wiese umblüht mit Veilchen
und Eppich,
Daß ein Unsterblicher selbst, der je des Weges daherkäm,
Stünd und weilte, verwunderten Augs und freudigen
Herzens.

Die Stelle ist so wundervoll, daß man der Lust nachgibt, sie im Homer nachzulesen. Im Homer glänzen solche Zeilen wie die ungeschaffene Welt, ja es ist, als vollzöge sich der Schöpfungsakt selber: dies alles war nie da als im Augenblick, wo wir die Augen darauf hefteten. Ähn-



Schibanov: Katharina II. im Reisekostüm

lich geht es uns bei Handzeichnungen Rembrandts. Aber der Schröder, als ein Spiegel, hält sich daneben. Es ist ein Bezug der Teile in diesen deutschen Versen, ein Ruhen und ein Schweben zugleich, ein Zueinander, und eines belebt und hält das andere. Beim Voß, ich kann mir nicht helfen, läuft alles seelenlos auseinander, „hierhin und dorthin“.

Dies war Schilderung einer Landschaft, ein Naturstück, ich suche mir die Erzählung eines menschlichen Tuns: im dritten Gesang, die Opferung der Kuh.

Also der Greis. Sie tummelten sich, es kam schon die Färse
Von der Weide hinauf, es kam vom flüchtigen Nachen
Des Telemachos weidliche Schar, es kam auch der Goldschmied,
Tragend in Händen das Schmiedegerät, vielkünstliches Werkzeug,
Wie mans braucht zum Schneiden des Golds, die blinkende Zange,
Hammer und Amboß, schön und fest, es kam auch Athene,
Gnädig das Opfer zu schaun.

Es ist schwer, hier abzubrechen, aber ich breche ab, sonst wäre ich in Gefahr, die ganze Opferhandlung hierherzusetzen, das Aufschreien der Weiber, die feierliche Zerteilung des Opfertiers, das festliche Mahl, das Bad des Telemach vorher, dann den Aufbruch, die Abreise, kurz alles bis zum Schluß des Gesanges. So vortrefflich ist dies alles gegeben, so voll Anschauung, Fülle, Gegenwart, ein solches Gefühl der deutschen Sprache darin,

dann und wann ein Aufleuchten alten Sprachgutes, alles wie selbstverständlich und eben darum vortrefflich.
Das war ein menschliches Tun; ich suche eine menschliche Rede: eine sanfte, gelassene: die des Menelaus im vierten Gesang; dann eine harte, zornige: die des Odysseus am Hof des Alkinoos, wo er „unter verdunkelten Brauen aufblitzend" den phäakischen Spötter abfertigt. Alles hält stand; nein, mehr als das: alles ist gut und schön. Das waren nur einzelne Stellen: der Flug des Gottes, die Behausung der Nymphe, das Opfer, die Erzählung, die Zornrede. Ich schlage einen ganzen Gesang auf und lese ihn durch; den glanzvollen sechsten: Odysseus und Nausikaa. Dann den elften, jenen gewaltigen, wahrhaft erhabenen: die Totenwelt. Hier wie dort das gleiche unbedingte nachschaffende Vermögen, und im stärksten Vermögen das strengste Maßhalten. Im idyllischen sechsten ein Glanz, eine Heiterkeit ohnegleichen und nirgend der Versuch, den unnachahmlichen Stil des Homer der größeren Schärfe, Bestimmtheit des Dante anzunähern.
Überlegt man, was den Kern des homerischen Stiles ausmacht: eine wahre, märchenhafte Allseelenhaftigkeit, zugleich, im Menschlichen, jene schwer zu findende Aufrichtigkeit gegen sich selbst, ungequälte Menschlichkeit, Entspanntheit, so ist und bleibt hier ein höchster Zustand der Menschheit für ewig hingestellt: tritt ein Werk hervor, worin sich dies Reiche, Starke und Reine ohne Verzerrung gespiegelt findet, so kann auch dies neuere sekundäre Werk nur aus gehaltvollen Tiefen hervortretend gedacht werden, und der Moment, wo es hervortritt, kann kein gleichgültiger und ärmlicher sein. Die

geistige Sphäre aber, die eine solche Hervorbringung begünstigt, von ihr wiederum bereichert und gestärkt wird, mag wohl als ein Zentrum künstlerisch-sittlichen Strebens inmitten einer allseitigen diffusen, ja chaotischen Betätigung angesehen werden können, um so erfreulicher, je anonymer und verdeckter sie, als ein Wirksames innerhalb unseres Volkes, scheinbar auseinanderliegende Elemente zu binden und den Zusammenhang mit den reinen Bestrebungen früherer deutscher Epochen zu beleben vermögen wird.

EINE SEHNSUCHT AUS DER ZEIT / VON ALFRED WALTER HEYMEL

Aus sanfter Schwermut und der Liebe Trauer
Ermann ich mich; versuch mich zu ermannen,
Und kann doch Tod und Untergang nicht bannen;
Wohin ich flüchten will, ragt Mauer auf an Mauer.

Grüb ich den Acker um, ein guter Bauer,
Und dient im Schweiße, wüßte ich von wannen
Dies alles kommt und wüßte wie von dannen
Ich käm aus Schmach und Schande, Scham und Schauer.

Es fehlt uns allen Dienst und Ziel und Zwang,
Die allen not tun und die keine wollen,
So schmachten wir in Freiheit sonder Siege.

Im Friedenreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen
Und sehnen uns und schreien nach dem Kriege.

AN DIE ERSCHEINUNG PERPETUAS / VON ALFRED WALTER HEYMEL

O, wie du kamst! Ach daß du gingest
Und ließest lächelnd uns zurück,
Die du in Netzen fingest
Aus hellen Haaren und aus Blicken,
Mit denen du an jedem von uns hingest
Und ihn verzaubertest.

O, wie du gingst! Ach, daß du ließest
Uns Beute, uns Gefesselte,
Uns, denen du verhießest
Rausch, Kampf und Sieg und Opferglück.
Ach, daß du gingst und nicht genießest,
Was du erbeutetest!

Wie Sonne kamst du und verschwandest
Zu Nacht; doch blieb ein Feuerband,
Mit dem du uns umwandest,
Und bandest uns, so daß dir folgen,
Wohin du willst, du landest oder strandest,
Die du erobertest.

Du hast verführt, entzweit und doch vereinigt,
Uns Sklaven gleich und Süchtigen
Von Eifersucht gereinigt,
Geblendet uns mit gleichem Licht,
Du hast mit Sehnsucht uns gepeinigt,
Die du entzündetest.

WEIMARER OSTERTAGE 1813 / NACH ZEITGENÖSSISCHEN DOKUMENTEN VON FRIEDRICH SCHULZE

Knebel an Charlotte Schiller, Anfang April 1813

ICH glaube nicht, daß wir die Russen hierherbekommen werden, noch daß sie sich so weit vorwagen sollten ohne einen bestimmten Zweck. Wie ich höre, so marschieren bereits durch Gotha Franzosen zu Tausenden ihnen entgegen. Ich glaube schwerlich, daß sie sie weiter vorrücken lassen, denn noch ist Napoleon nicht ganz begraben. Einem etwas hitzigen Jahre sehen wir freilich entgegen; doch wie ich hoffe, nicht in unsern Gegenden, und vielleicht kommt nachher der erwünschte Friede . . .

Knebel an Charlotte Schiller, Freitag, den 9. April 1813

Gestern hatten wir einen Trupp Kosaken hier. Sie sehen ganz asiatisch aus; übrigens gefallen mir die Kerls ganz gut, sie sind so richtig in ihrem Dasein beschränkt. Mehrere hatten lange Bärte, andere runde, glatte, mongolische Köpfe und Gesichter, auch die chinesischen Augen. Sie haben was Freies und Gutherziges, ohne Prahlerei und Prätention. Sie liegen wie ein Haufen Hummeln zusammen. Mann und Pferd haben fast eine Gestalt; die Kerls kurze untersetzte Gestalten. Sie lieben auch, wie es scheint, den Putz, und haben sich mit mancherlei Zieraten und Fetzen ihrer Beute behangen: doch alles in einer gewissen Bestimmtheit und Ordnung.

Reiten hab ich sie nicht gesehen, doch sagt man, sie ritten sehr schnell; auch habe ich sie nicht singen gehört.

Man sagt, sie sängen hübsch. Nachmittags sind sie wieder nach Naumburg zurückgekehrt, versprachen aber wiederzukommen. Sie rauchen keinen Tabak, auch keiner war betrunken – dahingegen unsere Leute mehr besoffen waren. Es ist wohl das erstemal, daß man asiatische Völker in Jena gesehen hat.

Goethe an Voigt, den 16. April 1813

Nach vielfältiger Betrachtung meiner körperlichen und geistigen Zustände habe ich mich entschlossen, morgen die Reise nach Töplitz anzutreten, zuletzt mehr auf Anregung der Meinigen, als auf persönlichen Antrieb. Ew. Exzellenz verzeihen, wenn ich nicht persönlich aufwarte, aber ein Abschied in dieser Zeit ist schon peinigend im Begriff, geschweige in der Gegenwart.
Mein Sohn wird meine wiederholten Abschiedsgrüße bringen. Mit welchen Wünschen und Hoffnungen ich scheide, bedarf keiner Worte!

Ankunft des Blücherschen Streifkorps in Weimar am 16. April (von Goetze)

Freitag Morgen vor dem Osterheiligenabend, da die Stadt gänzlich von französischen Truppen entblößt war und nur der französische Stadtkommandant und einige Gendarmen sich hier noch befanden und die Bürger wie früher im Jahre 1806 die Wacht versehen mußten, erschien plötzlich ein Kommando von ungefähr 50 Mann preußischer Husaren und freiwilliger reitender Jäger von dem Streifkorps des Major von Blücher, nahmen den französischen Kommandanten, der im Fürstenhause

logierte, sowie die Gendarmen und einige sich hier ebenfalls befindliche französische Militärpersonen gefangen und führten sie mit sich fort. Sie verließen uns nach eingenommener Realisation unter dem Versprechen, bald stark und als Retter des Vaterlandes wieder zu erscheinen, und ritten mit den Gefangenen nach Jena. Wenig Stunden darauf erschienen von Erfurt aus französische Kavalleriepatrouillen, die mit gezogenem Säbel und gespannter Pistole langsamen Schrittes die Stadt durchritten, spähend, ob sich irgendwo Preußen daselbst verhielten. Da sie aber nichts vorfanden, verließen sie uns bald wieder. So verging der übrige Tag und die Nacht ruhig, nur die Bewohner der Stadt befanden sich immer in bangevoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Man träumte sich im allgemeinen hier durch die Nähe der Preußen, die schon viele Vorteile über die Franzosen errungen hatten, und ihren Versprechungen zufolge eine gänzliche Erlösung vom französischen Joche.

Den darauffolgenden Morgen, als den Osterheiligenabend, früh 10 Uhr erschienen unverhofft der Major von Blücher, von Jena herüberkommend, mit 500 Husaren und freiwilligen reitenden Jägern, besetzte die Tore der Stadt und sendete nach Erfurt zu Posten aus. Weimars Bewohner bewillkommneten die angekommenen Gäste als gute Herzensfreunde und Erlöser aus aller Not, sie wurden aufs beste und nach allen Kräften bewirtet, und den Nachmittag und Abend hindurch bis spät in die Nacht hinein wurde in dem Rundteile der Wilhelmsallee wacker getanzt und gezecht.

Blücher selbst hatte indessen mit dem größten Teil seines

Kommandos einen Streifzug, bei dem er Erfurt umgangen hatte, nach Gotha und bis in die Gegend von Suhl unternommen. Am ersteren Orte hatte er das dortige Zeughaus ausgeräumt und dem französischen Gesandten am weimarischen Hofe, Baron von Saint Aignan, der geflüchtet war, seine sich noch daselbst befindliche Equipage weggenommen.
In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, als den ersten Osterfeiertag, kam Blücher mit seinem Kommando und seiner Beute wohlbehalten zurück und unternahm den Sonntag früh einen Streifzug vom Fuße des Ettersberges bis an die Hottelstedter Ecke, von wo aus er mit einem guten Fernrohr Erfurt und die umliegende Gegend besehen konnte und den Mittag wohlbehalten zurückkehrte.

Rückzug der braunen Husaren am 18. April 1813 (von Adam Henß)

Wir hatten das Glück, Kosaken zu sehen, und als im Jahre 1813 zum erstenmal eine Eskadron brauner Husaren unter dem Kommando des jungen Blüchers in Weimar einrückte, war der Jubel groß.
Unbegreiflich aber war die Sorglosigkeit dieses Krieges. Am Ostersonnabend verbreitete sich das allgemeine Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch; die Hälfte der Eskadron lag zerstreut auf dem Lande, die Pferde der Anwesenden standen abgesattelt in der Baracke, und die Husaren selbst ließen sich zum ersten Feiertage hier und da in der Stadt sehen; immer lauter wurde das Gerücht des Anmarsches der Franzosen, aber man glaubte es nicht,



Th. Götz: Gefecht zwischen Kosaken und Franzosen bei Weimar 1813

denn die Reiter selbst waren gar zu unbesorgt; da machten sich Plänklerschüsse auf der Erfurterstraße hörbar, und die Franzosen, voran eine Eskadron Badener Dragoner, waren kaum eine Viertelstunde von Weimar.
Dreimal sprengten mit flüchtig aufgeworfenem Sattel die Husaren den Dragonern entgegen, und ebensooft wurde das kleine Häuflein von der überlegenen Macht zurückgeworfen. Der letzte Kampf erstreckte sich bis auf den Karlsplatz, da stürzte eine Reihe der Preußen mit den Pferden, die Badener hielten ihre Pferde an und hieben nicht, ob aus Besorgnis, mit in den verwirrten Knaul zu stürzen, oder aus einem andern Grund, das weiß ich nicht; genug, es gelang den Preußen zu entkommen.
Der Rittmeister Blücher, Sohn des Generals, stets der letzte bei der Retirade, ward von seinen Leuten abgeschnitten, er ritt links ab, von einem Dragoner auf eine halbe Pferdelänge lebhaft verfolgt, und sich mit dem Säbel rückwärts deckend, schwenkte er bei der Ziegelei plötzlich rechts ab, während das schwerfällige Dragonerpferd in grader Linie fortschoß, worauf sein Reiter die Verfolgung aufgab. Die Badener wagten es nicht, die Preußen sogleich weiter zu verfolgen, weil sie einen Hinterhalt besorgten und nicht für möglich hielten, daß diese Handvoll Husaren sie, die von einer französischen Division unterstützt waren, angreifen würden, wenn sie nicht einen Hinterhalt hätten. Einige der gestürzten Husaren wußten sich zu verstecken und endlich zu entkommen, wozu ich mit andern Freunden treulich half.

Goethe im Körnerschen Hause in Dresden, 21. April 1813
(von E. M. Arndt)

Goethe kam nach Dresden auf seiner gewöhnlichen Badereise nach Karlsbad und Töplitz; sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Unruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hängenden Säbel wies: „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß.“

Napoleon an St. Aignan, Mainz, 20. April 1813, abends

Ich empfange den Brief, den Sie am 19. an den Herzog von Bassano schrieben. Begeben Sie sich unverzüglich nach Gotha, sobald Sie können, nach Weimar. Verpflichten Sie sich nicht hinsichtlich des Verhaltens, das ich diesen Regierungen zeigen will. Ich bin überrascht, daß sie sich ihr Kontingent nehmen ließen und daß sie im Lande geblieben sind, während es im Besitz der Russen war. Halten Sie also mit Ihrer Meinung zurück. Schicken Sie Spione nach allen Seiten und suchen Sie zu erfahren, wo der Feind steht.

St. Aignans Bericht für Napoleon vom 24. April 1813

Der Herzog von Weimar hat sich stark und in mehr als einer Art kompromittiert. Vergebens habe ich ihm gegenüber Freimütigkeit an den Tag gelegt, ich habe sie niemals an ihm gefunden, und ich sage es mit Bedauern, weil Weimar in vieler Hinsicht der kaiserlichen Milde würdig

ist, und weil die Herzogin und sogar die Großfürstin, obwohl Russin, immer in ihren Worten wie in ihren Taten so aufrichtig gewesen sind, daß ich sie für unfähig halte, Freund oder Feind zu täuschen. Was den Herzog anlangt, so versucht er gegenwärtig, nachdem er während der letzten Ereignisse seine Vorliebe für Preußen und seine Abneigung gegen Frankreich bekundet hat, diese Eindrücke durch verspätete Ergebenheitsbezeigungen zu verwischen. Er schickt seinen Kanzler Herrn von Wolfskehl und Herrn von Müller mit einem Brief an den Kaiser, in dem er sich wegen des Unrechts, das man ihm zur Last legt, schwach zu entschuldigen sucht, indem er im Gegenteil seine Zuneigung für Seine Majestät beteuert.
Herr von Müller hat mich gefragt, ob dieser Schritt passend wäre, ich habe ihn im ungewissen gelassen, da ich die Entschließungen seines Herrn nicht beeinflussen wollte. Ich habe beharrlich diese Haltung gezeigt, weil Ew. Exzellenz mir in diesem Punkt keine Weisung gegeben hatte, und außerdem weil ich nicht sah, welcher größere Vorteil darin gelegen hätte, diese Fürsten zu zwingen, sich zu den französischen Heeren zurückzuziehen. Ich glaubte, daß, da es so geringe Gefahr mit sich brachte, es besser wäre, sie nach Gefallen gehen und sich der Notwendigkeit aussetzen zu lassen, sei es die Milde Seiner Majestät zu erproben oder aber eine Strenge, deren gerechte Beweggründe sie selbst nicht leugnen konnten. Jedoch wollen Ew. Exzellenz in diesem letzten Falle wohl bedenken, daß die sächsischen Herzogtümer besonderes Anrecht auf den Schutz Seiner Majestät haben, daß die meisten berühmten Männer, die den Wissenschaften und

Künsten in Deutschland Glanz verliehen haben und noch verleihen, in Weimar und Gotha gelebt haben und daß diese beiden kleinen Städte selbst jetzt noch eine Bedeutung und einen Einfluß bewahrt haben, die ihre Wichtigkeit in anderer Beziehung weit übersteigt.

Bericht St. Aignans, Weimar, 30. April 1813

Der Herzog von Weimar hat mir von der Unterredung erzählt, die er mit Seiner Majestät gehabt, hat mir gesagt, daß er nach Ihren Befehlen dem König von Sachsen schreiben würde, daß er ihm berichten müßte, der Kaiser sei über seine Gefühle im ungewissen und bäte ihn, sich offen zu erklären, da es Seiner Majestät peinlich wäre, über einen Verbündeten Zweifel zu hegen, auf den sie ebensosehr rechnen müßte. Er hat hinzugesetzt: „Indem mir der Kaiser (sein) Mißvergnügen mit der Haltung des Königs von Sachsen bewies, glaubte er vielleicht, daß ich ihm sagen würde: Ich stehe zu Eurer Verfügung, Sire, wenn ich Euch mehr zusage. Es hat so viel Feiglinge in Deutschland gegeben, die es so gemacht haben, aber ich bin nicht wie diese Leute." Und als ich ihm sagte, der Kurfürst Moritz wäre nicht so zartfühlend gewesen wie er und hätte die Staaten seines Vetters, des Kurfürsten Johann Friedrich, den Karl der Fünfte seiner Besitzungen beraubt hatte, gern genommen, hat er mir geantwortet, der Kaiser habe ihm in bezug darauf gesagt, daß er an Stelle Karls des Fünften sich zum Protestanten erklärt und den Papst vertrieben hätte.

Der Herzog war außerordentlich geschmeichelt von der Gnade, mit der Seine Majestät zu ihm zu sprechen ge-

ruhte, und über Ihre vertrauende und einfache Art, in der Sie mit ihm über verschiedene Gegenstände von größtem Interesse sprach. Ich sagte ihm dann, er dürfe zufrieden sein, worauf er entgegnete: „Zufrieden ist nicht der rechte Ausdruck, das ist vielmehr erstaunt, denn er ist ein wahrhaft außergewöhnliches Wesen. Das ist kein europäischer Geist, es ist ein orientalisches Genie, er kam mir vor wie ein von Gott Erfüllter. Ich bilde mir ein, daß Mohammed so sein müßte."

NAPOLEON 1813. AUS DEM TAGEBUCH DER LEIPZIGER SCHLACHT VON FRIEDRICH ROCHLITZ

16. Oktober

NAPOLEON war in der Stadt gar nicht verweilt, sondern gleich hinaus zu den Seinen geritten. Kaum eine Viertelstunde weit zum Grimmaischen Tore hinaus, mithin Wolkwitz als Hauptpunkt auf offenem Felde und nahe an der Straße. Hierher war ein kleiner Tisch aus einem Landhause gestellt, ein Stuhl dahinter, ein loderndes Wachfeuer daneben. Eine Charte, die man – es war rauhes, stürmisches Wetter – auf den Tisch genagelt, ein kleiner Tubus, meist in seiner Hand: das war Napoleons ganzer Apparat. Niemand war behindert, nach Gefallen so nahe zu treten, daß man nur nicht gerade ihm im Wege war. Als er hinausritt, sahe er finster, verschlossen, gewissermaßen starr aus: da nur aber erst die Kanonen mächtiger donnerten, öffnete sich gleichsam das verschlossene Gesicht, er ward gesprächig, beweglich; seine

Miene blieb nur herrischernst, nicht murrisch, und änderte sich nun, auch im Laufe des lebhaften Gesprächs, fast so wenig als die Miene einer Maske. Dies Feststehende, ich möchte sagen Gefrorne, zusammen mit dem Unruhigen, Hastigen, etwas Eckigen seiner Bewegungen, hatte etwas – soll ichs Über- oder Unmenschliches nennen? Kurz, etwas, daß einem ganz unheimlich, fast grauenvoll dabei ward; und kann ich nicht bestimmen, inwieweit diese Empfindung unmittelbare Folge des Eindrucks, oder inwieweit dieser erst von eigner Phantasie zugekocht sein mochte. Napoleon saß – auch wenn er die Charte befragte über einen Punkt, worauf er den Finger legte, sprach, schrieb usw. – nie länger als etwa zwei Minuten; dann richtete er sich hastig wieder empor und ging auf und nieder. Alexander Berthier war immer an seiner Seite. Mit kältestem Stolz und erdrückender Gleichgültigkeit behandelte er mehrere der vornehmen Herren, die sonst, und oft weit unerträglicher als er, uns despotisierten und die nun in gänzlich resignierender Ehrfurcht etwas dumm dastanden. Adjutanten, und auch andere Offiziere, ohne deren Abzeichen, flogen von allen Seiten unaufhörlich herbei: alle wurden direkt an ihn verwiesen. Er nahm ihre Papiere, lief sie blitzschnell durch, schrieb, oder gab mündlich im Augenblick Antwort; die letzte meist gegen Berthier hin, der dann, wie es schien, seine kurze Entscheidung den Männern weiter auseinandersetzte; zuweilen winkte er auch diese nahe zu sich, fragte, fertigte ohne Zwischenreden ab usw. Sein Gang traf einigemal so, daß er Trupps Verwundeter, die, zum Teil in jämmerlichem Zustande, auf der Straße nach der Stadt

gebracht wurden, ganz sicher erkennen mußte; er wendete weder den Schritt noch den Blick um; die Sache war ihm völlig gleichgültig. – –

18. Oktober

Herr***, der auf einige Minuten vom Rathause zu den Seinigen eilte, brachte die Botschaft: unser König habe nochmals die Stadt den verbündeten Monarchen zur Schonung empfohlen, und es sei Antwort gekommen, man werde schonen, soweit es die Operationen irgend zuließen; nur möchte man sorgen, daß die abziehenden Franzosen nicht anzündeten oder sonst verwüsteten. (Sie haben gestern wirklich die Lazarette, nachdem sie sie ausgeplündert, wobei auch die kostbaren Sammlungen chirurgischer oder anderer Instrumente verloren gegangen und die meisten der nicht mehr transportabeln Franzosen umgekommen sind – in Brand gesteckt. So ist Pfaffendorf in Feuer aufgegangen; so wäre es dem Place de repos usw. ohne schleunige Hilfe ergangen.) – Kaum hatte ich diesen halben oder Viertelstrost vernommen, als ich in der Klostergasse Napoleon mit großer Begleitung seiner Garde vorüberreiten sah. Er war im schlechten, kotbesprützten Überrock; sein Gesicht (ich stand ganz nahe, um es zu erkennen) war weder verlegen noch verwegen, noch auch sonst beunruhigt, sondern in der starren, scheue Ehrerbietung erzeugenden Kälte, die oft an ihm vor entscheidenden Momenten, eben wenns in ihm kocht und sprudelt, bemerkt worden ist. Murat und Poniatowski waren glänzend geschmückt; die andern schimmernden Herren zu erkennen war nicht Zeit. Nur der despotische Weichling, der uns so vielfach gequält, fiel mir noch in

die Augen. Er sah bleich aus, und flach, und ohngefähr wie nichts. Sie ritten nach mehreren Toren, zunächst nach dem Peterstor und dessen Pforte am Floßgraben. Wollte Napoleon die Anstalten nochmals überblicken? oder der Seinen Mut neu entflammen? oder über den Punkt, auf welchem zu entkommen, sicher werden? oder – da er dies wohl war – über denselben irreleiten? oder alles das zugleich? Jeder Posten seiner Soldaten empfing ihn mit Jubelgeschrei: in den Straßen ward kein Laut gehört. (Man will ihn noch nach 11 Uhr in der Stadt gesehen haben; ich weiß das nicht: aber nach 10 Uhr sahe ich ihn selbst nochmals.) Hierauf saß er am Markte, vor unsers Königs Hause, ab und ging mit Murat hinauf. Sein Besuch dauerte vielleicht eine halbe Stunde. Aus der Nachbarschaft konnte man ihn bemerken, wie er, indes sich Murat mit der Königin auf dem Sofa besprach, mit dem Könige im Erker redete. Die Bewegungen seiner Hände waren hastig und bezeichnend: seine Miene und übrige Haltung gefaßt und anständig. Er sprach viel, und fast immerfort. Der König stand in seiner gewohnten stillen Würde; er schien wenig und nur Bedeutendes zu sagen: dies glaubte man aus Napoleons Achtsamkeit und Miene lesen zu können. – Von dem, wie er hernach entkommen, erfahren wir nichts Sicheres, als daß man ihn durch die jetzt versumpften Wiesen gegen Lindenau setzen gesehn; aber auch in Richters Garten soll er mit einem Trupp seiner Vertrautern gewesen sein. Gewiß ist, daß Poniatowski und Macdonald, die seinen Rückzug zu decken gehabt, dort, als sie ihre Pflicht erfüllt, durch die Elster gesetzt haben, so hoch und steil auch eben da ihre Ufer sind. Poniatowski



Isabey: Napoleon im Park von Malmaison

soll bei diesem Wagestück ertrunken sein. Das alles wird sich bald aufklären und berichtigen. Nur das hab ich von einem Manne, der unmittelbar dabei tätig sein mußte: Gegen die Mittagsstunde, eben als das österreichische Heer auf der dortigen Landstraße in die Stadt drang, kam Napoleon mit den Seinen nach Lindenau, hielt an der Mühle, die hart an der Straße stehet, verweilete mehrere Minuten und aß, während im Dorfe von Franzosen – die Leute sagen „zum Plündern" getrommelt ward. Es war wohl aber Sturmschlag, den der Österreicher nachzuahmen und sie, die eifrigst Vordringenden, hinter ihrem Rücken zu täuschen, als rückten neue Haufen der Ihrigen ihnen nach. Zum Plündern brauchte auch nicht erst auf gefordert zu werden: das geschahe ohnehin; nur daß man wenig mehr fand. Wie Napoleon weiter fortgekommen, weiß jetzt noch niemand. Manche meinen, da alle Zugänge zur Stadt so gänzlich in der Gewalt der Verbündeten gewesen, sei ihm absichtlich jener Ausweg offen gelassen worden, aus noch unbekannten Ursachen, zu noch unbekannten Absichten. Soviel ich erfahren, kommandierte eben dort, eben da, der Feldzeugmeister Giulay.

EIN GEDICHT WALTHERS VON DER VOGELWEIDE

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr?
Ist mein Leben mir geträumet oder ist es wahr?
Das ich stets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Danach hab ich geschlafen, und so weiß ichs nicht.

---

icht] irgend etwas.

Nun bin ich erwachet, und ist mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig wie mein andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die sind mir fremde worden, recht als ob es sei verlorn.
Die meine Gespielen waren, die sind träge und alt,
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.
Mich grüßet mancher träge, der eh mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.
Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen sind, wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr, o weh!

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute tunt,
Denen nun viel traurigliche ihr Gemüte stund!
Die können nichts denn sorgen; o weh! wie tun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist niemand froh.
Tanzen, Singen zergeht mit Sorgen gar.
Nie Christenmann noch sah so jämmerliche Jahr!
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände staht!
Die stolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns sind unsanfte Briefe her von Rome kommen,
Uns ist erlaubet Trauren, und Freude gar benommen.

---

kundig usw.] bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. — von Kinde] von Kindheit auf. — bereitet] was unangebautes Feld, also Wiesengrund war, ist jetzt 'bereitet', d. h. umgebrochen in Äcker (Grimm). — Ungenaden] Ungunst, Mißgeschick. — Immermehr] immerfort. — tunt] tun. — stund] geworden, beschaffen ist. — zur Welt] auf der Welt. — Gebände] Kopfputz. — Wat] Kleidung. — unsanfte] unerfreuliche; die Bannbriefe.

Das mühet mich inniglichen sehr, wir lebten sonst viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kiesen soll.
Die wilden Vögel betrübet unsre Klage,
Was Wunder ist, wenn ich davon verzage?
Was spreche ich dummer Mann durch meinen bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, der hat jene dort verlorn
Immermehr, o weh!

O weh! wie uns mit süßen Dingen ist vergeben!
Ich sehe die bittre Galle mitten in dem Honige schweben.
Die Welt ist außen schöne weiß, grüne und rot
Und innen schwarzer Farbe, finster, wie der Tod.
Wen sie nun verleitet habe, der schaue seinen Trost!
Er wird mit schwacher Buße großer Sünde erlost.
Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.
Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre solches Sieges wert!
So wollte ich notiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:
Ich wollte selber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit seinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reise fahren über See,
So wollte ich danne singen: wohl! und nimmermehr: o weh!

Umschreibung von Ludwig Uhland.

---

mühet] betrübet, quälet. — vergeben] Gift gegeben. — schwacher] geringer. — euer Ding] eure Sache. — Ring] Panzerring. — Huben] Grundstücke, Lehngüter. — notiger] armer. — möchte] könnte. — bejagen] erjagen, erwerben.

AUS CAROLINENS BRIEFEN

An F. L. W. Meyer Mainz, 29. Juli 1792

MIR thät es auch Noth zu übersezen ums tägliche Brod – aber es ist noch nicht so weit gediehn, troz einiger Versuche. Sie glauben nicht, mit welcher Geduld ich alle solche fehlgeschlagne Plane ertrage, und fest auf die göttliche Vorsehung traue. – Alles schlägt mir fehl . . . Ist das nun wohl meine Schuld? Und dennoch zürnt meine milde Seele nicht mit dem Schicksaal – und trachtet nur darnach, sich auch das härteste zu versüßen. Es ist doch nicht zu läugnen, daß mir vieles fehlt – und wenn ich es tief im Herzen fühle, klag ich mich wohl am Ende darüber an. Nichts verzeih ich mir weniger als nicht froh zu seyn – auch kan der Augenblick niemals kommen, wo ich nicht eine Freude, die sich mir darbietet, herzlich genießen sollte. Das ist mir natürlich – das wird immer meine Unruhe dämpfen, meine Wünsche zum schweigen bringen – und wenn es auch lange noch keine Gleichmüthigkeit wird, so kan ich doch nie unterliegen. Ich habe mich nun einmal so fest überzeugt, daß aller Mangel, alle Unruhe aus uns selbst entspringen – wenn Du nicht haben kanst was Du wünschest, so schaff Dir etwas anders – und wenn Du das nicht kanst, so klage nicht – nicht aus Dehmuth, aus Stolz ersticke alle Klage. Die Moral hab ich mir nicht der Strenge wegen erfunden, ich konte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geschick hab ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts schuldig geworden, als was es nicht versagen konte. Laßen Sie mich davon abbrechen.

An Gries Jena, 9. Juni 1799

Die Worte von Jacobi „ich bin nicht und ich mag nicht seyn, wenn kein Gott ist" und „das Gute – was ist es? – ich habe keine Antwort, wenn kein Gott ist" das sind die, wo ich nicht mit ihm fühlen kann, und die auch mein bischen Kopf für gefährlich erkennt. Meinem innersten Glauben ist nichts mehr zuwider, als daß das Gute soll auf einer Bedingung beruhn – in so fern ist das Gute mein Gott, von dem ich eine unmittelbare Erkenntniß habe. Nun frag ich für mich nicht weiter nach einer Persönlichkeit – ich stoße sie auch nicht von mir und lasse sie mir gern erscheinen, besonders wenn ich glücklich bin. Nie ist es mir in der Noth eingefallen meine Gedanken an sie zu richten. – Die Seite, daß der Mensch seine Moralität von einer Überzeugung abhängig macht, die er sich nicht geben kann, die der geweihete selbst nur in geweiheten Stunden hat – die kommt mir ewig verderblich vor. Ich verdamme Jacobi nicht um sie, aber das glaub ich, ohne seine unmittelbare Liebe zum Guten führt sie zur Unwürdigkeit und Knechtschaft. Und die Stütze, die Jacobi im Woldemar verwirft, „traue dem Herzen nicht" – nur das Herz kann den Menschen aufrecht erhalten unter solcher Gesinnung.

Sie wissen, daß ich über diese Dinge ohne irgend eine Kenntniß des philosophischen oder metaphysichen Wortgebrauchs spreche, ja auch viele Bedürfnisse des spekulirenden Geistes gar nicht kenne, und ich bescheide mich gern, daß nicht alle Gemüther über die Wissenschaft des Unendlichen und Begränzten so genügsam sind als ich.

Wie wenig Sinn ich also eigentlich für Fichtens System,

das ich erst durch die lezten Streitigkeiten ein wenig zusammen buchstabirte, habe, können Sie denken. Das Gute um des Guten willen, das begreife ich in ihm, das erhebt meine Seele, und ausserdem bewundre ich an ihm die Höhe des menschlichen Geistes und interessire mich für den Verfechter der Freyheit im Denken – seine persönliche Bravheit abgerechnet...
Was wollen Sie damit, daß ein Dichter den Glauben an Gott braucht? – er braucht nicht einmal den an die Menschen. Die Religion des Dichters ist wieder etwas ganz anders, der Glaube nicht, die guten Werke. Was hat denn Goethe für einen eurer Glauben, und er wird doch zur ewigen Herrlichkeit gelangen. Was vortreflich ist, enthält Göttliches, und sollte noch zu läutern seyn, so ist das bald gethan.

An Huber Jena, 22. November 1799

Es bildet sich jetzt ein allgemeiner Kampf des Guten und Schlechten, Sie kennen revoluzionäre Zeiten, und sollten an der Weise nicht krittlen. Was Sie wollen, nennt man im Politischen halbe Maaßregeln, ich gestehe, ich halte Sie, auch im politischen, für zu friedliebend, zu genau abwägend, darum haben Sie eine größere Wirkung verfehlt, die Ihnen sonst gewiß zu Gebote stand. Was ich hierüber meyne, ist gewiß nicht Liebe zum Streit. An meinen Vorstellungen, ja an meinen dringenden Bitten, hat es nicht gelegen, daß nicht die Hälfte des Anzeigers im Athenäum unterdrückt wurde. Ich habe zulezt der männlichen Gewalt nachgegeben, ich habe geschwiegen, wie ich das eben in politischen Angelegenheiten auch thun würde, im Glauben, daß, aller unsrer Vernunft zum

Trotz, die Männer dieses doch besser verstehen. Jetzt da es geschehen ist, kommt es mir nothwendig vor, und wenn sich die ganze Welt dagegen auflehnte, wie es ja auch geschieht. Denn sehen Sie, mein Freund, ich kenne Schlegel – ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß nicht der Schatten eines persönlichen acharnements in ihm ist. Hat er sich denn nicht alle diese Feinde erst gemacht? Die Plattheit, die Nullität, die Unpoesie ist ihm in den Tod zuwieder. Verfolgt man die Sache, so geht es dann auch gegen die Person. Ist nicht Wielands Poesie Wielands Person? Es ist nur thörichte Weisheit beide hinterher noch trennen zu wollen. Am Privatleben eines solchen Menschen wird sich Schlegel nie vergreifen, das geht dann ans Pasquill, er selbst wird sich wahrscheinlich dergleichen gefallen lassen müssen, man wird alle Waffen gegen ihn aufbieten. Ich kenne niemand, der das ruhiger zu ertragen im Stande wäre. Sein ganzer Geist ist vorwärts gerichtet, der Wiederstand kann nur ihn mehr beflügeln. Glauben Sie doch nicht, daß er sich ernstlich mit diesen Teufeleyen abgiebt. Er lebt in ganz andern Planen. Dieses amusement wird eine Weile dauern, ist es denn vorüber, so bleibt es nicht ohne Wirkung, es ist gut gewesen, weil es zum Fortkommen gehörte. – Auch wird er sich nicht dabey aufopfern, da er noch andre als kritische Mittel in seiner Gewalt hat, um durchzudringen. Sie kennen Schlegel nicht, wenn Sie ihn an Männlichkeit mahnen, er ist Mann: frey und selbständig, wie je einer war, dazu hat ihn die Zeit gebildet...
Ihre psychologischen Bemerkungen über Friedrich sind wirklich eben so ungegründet. Das ist ja doch wohl

psychologisch einen der Affectation, der Sucht nach Originalität zu beschuldigen. Er weiß gar nicht anders, als daß man so wunderbar **ist**, wie er den Menschen erscheint. Er wundert sich kindisch über unsern Wiederspruch und Kopfschütteln. Friedrich ist ein tiefsinniger, oft tiefgrübelnder, innerlich großer Mensch, der äußerlich ein Thor einhergeht. Selbst die künstliche Absichtlichkeit seiner Composizionen behandelt er mit kindlicher Zuversicht und Unbewußtheit. Er ist in Allem aufrichtig, bis in den tiefsten Grund der Seele hinein. Und da sprecht ihr nun so leichthin von Affectation, und daß der Mensch verkehrt sey, oder vielmehr sich verkehrt machen wolle – und Sie sollten doch bedenken, daß es von je der außerordentlichen Menschen Schmach gewesen ist, so auszusehen. Lucinde hätte nach meiner Meynung nicht gedruckt werden müssen, nehmlich in der Gegenwart nicht. In 50 Jahren da könt ich es leiden, daß sie vor 50 Jahren gedruckt worden wäre. Wozu hatten Sie aber nöthig sie zu rezensiren, das, dächte ich, hätte noch weit weniger geschehen müßen . . .

An Huber Jena, 24. November 1799

Ich habe Ihnen das schon gesagt, es ist ein allgemeiner Kampf. Die Minorität ist allerdings so eingeschränkt wie die Majorität ausgebreitet – ständen die Schlegels aber auch eine Weile ganz allein, was sie doch nicht thun, so würde mir nicht bange. Ich habe Ihnen neulich nur leichtsinnig hin über Ihre Factionenscheue gesprochen – die Wahrheit ist: das Große soll nie Faction seyn, aber man bringt es nicht ohne diese, wenigstens ohne



Joh. Fr. Aug. Tischbein: Caroline

den Anschein davon zu Stande. Das konten Sie einsehn, und Ihr öffentliches Hinweisen auf Faction ist nicht anders und steht, wie manche andre Züge, eben so lediglich dazu da, das Publikum noch mehr aufzuwiegeln (statt daß Sie, um im Charakter zu bleiben, es ja hätten zu besänftigen suchen sollen) als Kotzebues Jakobinerwinke. Wären Sie als ein simpler Rezensent verfahren, so hätten Sie sich nicht blos an diese Ihre Voraussetzungen, und das so persönlich, gehalten. Worauf jene sich irgend gründen konnten, macht nur einen so kleinen Theil des Athenäum aus. Sie hätten den sonstigen Inhalt ordentlich dargelegt, über den Sie nur gelegentlich hinwegschlüpfen, man begreift freylich warum. –

An Julie Gotter Jena, 18. Februar 1803

Es ist endlich auch nöthig, daß ich Rechenschaft von mir gebe. Im May oder Junius verlasse ich Jena auf lange Zeit und gehe erstlich in ein Bad in Schwaben, dann aber im Herbst nach Italien, und der Winter wird in Rom zugebracht, so Gott will. Um aber hierzu völlige Freyheit zu haben und auch niemand in seiner Freyheit hinderlich zu seyn, wird vorher, oder ist vielmehr schon, das Band der Ehe zwischen Schlegel und mir aufgehoben – das einer herzlichen Freundschaft und Achtung wird hoffentlich immer bestehen. – Ich zweifle nicht, daß Dir dieses in diesem Augenblick keine Neuigkeit mehr ist. Alles andre hierüber lassen wir aber abseits liegen und halten uns an das, was ich euch unmittelbar mittheile, und was an Dich zu richten, meine junge Freundin, ich nicht das geringste Bedenken trage, noch, so wie alles

der Wahrheit nach und in meinem Herzen steht, tragen darf. Indem mir das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß wer mir zusieht nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkührliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß, und sich selbst das Gelübd ablegen, nichts zu thun um es zu verscherzen. Nicht als ob ich mich anklagte; was ich jetzt zu thun genöthigt bin, ist bey mir vollkommen gerechtfertigt, nur verleiten kann das Beyspiel nicht. Ich habe nun alles verlohren, mein Kleinod, das Leben meines Lebens ist hin, man würde mir vielleicht verzeihen, wenn ich auch die lezte Hülle noch von mir würfe um mich zu befreyen, aber hierin bin ich gebunden – ich muß dieses Daseyn fortsetzen, so lange es dem Himmel gefällt, und das einzige, was ich dafür noch bestimmtes wünschen kann, ist Ruhe, wahrhafte Ruhe und Übereinstimmung in meinen nächsten Umgebungen. Diese kann ich in der Verbindung mit Schlegel nicht mehr finden; mannichfaltige Störungen haben sich dazwischen geworfen, und mein Gemüth hat sich ganz von ihr abgewendet; das habe ich ihm vom ersten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtigkeit ist ohne Rückhalt gewesen. Es hätte seitdem vielleicht manches anders werden können, allein andre bemächtigten sich seiner, da ich zurücktrat, und nicht die löblichsten Menschen, wie Du weißt, und ich gewann immer mehr Ursache mich für eine entschiedne und öffentliche Trennung zu ent-

schließen, nicht ohne Kampf, weil es mir schrecklich war, auch noch durch dieses gehn zu müssen, das ich aber endlich durchaus für Pflicht hielt; ich konnte und wollte Schlegeln nicht mehr alles seyn und hätte ihn nur verhindert, ihn, der in der Blüthe seines Lebens steht, auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Dazu kam, daß meine Gesundheit mir nicht die Hoffnung läßt Mutter zu werden; und so wollte ich ihn auch dessen nicht berauben, was mir ihm zu gewähren versagt war. Kinder hätten unstreitig unsre Verbindung, die wir unter uns nie anders als wie ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. Das sind die Seiten meines Geschicks, wo das Verhängniß eintritt und von keiner Verschuldung die Rede seyn kann. Dagegen hätte ich behutsamer seyn sollen die Heyrath mit ihm nicht einzugehn, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigner Wille bestimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund seyn sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. Es ist zu entschuldigen, daß ich nicht standhafter in dieser Überzeugung war, und die Ängstlichkeit andrer, dann auch der Wunsch mir und meinem Kinde in meiner damaligen zerrütteten Lage einen Beschützer zu geben, mich überredeten, allein dafür muß ich nun doch büßen. In so weit Du Schlegel kennst, Julchen – ich muß an Dein unbefangnes Gefühl appelliren – glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? Unter andern Umständen hätte dieses bey einmal getroffner Wahl nichts verändert, so wie sie hier indessen nach und nach statt fanden, durfte es Ein-

fluß über mich gewinnen, besonders da Schlegel mich selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch misfallen konnten und wenigstens nicht dazu beitrugen meine Neigung zu fesseln. – Jetzt nachdem das Schicksal keines andern Wesens mehr mit dem meinigen verflochten ist, bin ich wohl berechtigt zu thun, was für mich das Rechte und Wahre ist, und auch ganz und gar nicht danach zu fragen, wie das nach außenhin aussehn mag, was an sich gut ist. Daß es so ist, darauf gedenke ich zu leben und zu sterben. In Berlin, wo mir alles misfiel und Schlegel doch zu bleiben gedachte, kam der Entschluß zur Reife, die Krankheit meiner Mutter verzögerte die Ausführung, aber wie Du zulezt bey mir warst, waren schon alle Schritte deshalb geschehn – ich will und darf Dir nicht sagen, wer mir in dieser Angelegenheit fast väterlich beigestanden hat – genug, der Herzog zeigte sich geneigt uns alle langwierigen und widrigen Formalitäten der Sache zu ersparen, und sehr bald wird das letzte Wort darinn gesprochen seyn.
Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie ruhig ich seit dem Moment bin, wo wir uns entschieden hatten, ich bin fast glücklich zu nennen, und meine Gesundheit hat beträchtlich gewonnen. – Alle Lästerungen, die es ferner nach sich ziehn möchte, gesprochne und gedruckte Pasquille, und was dahin gehört, das kann mich nicht anrühren. Ich habe nur die Meinigen gebeten, mich nicht mit Betrachtungen zu zerreißen, die aus einer andern Welt genommen sind, als in der ich existire. Von der andern begehre ich

nichts und ich kenne sie obendrein so gut, daß ich sogar weiß, es würde doch nur von mir abhängen meine Ansprüche an sie auch wieder geltend zu machen, sobald ich es wollen könnte. Sonderbar ist es, daß, Einmal in die Stürme einer großen Revolution verwickelt mit meinen Privatbegebenheiten, ich es gleichsam jetzt zum zweitenmal werde, denn die Bewegung in der literarischen Welt ist so stark und gährend wie damals die politische. Die Schufte und ehrlosen Gesellen scheinen eben die Oberhand zu haben. Von Kotzebue an, der in Berlin fast Minister geworden, ist ein göttlicher Zusammenhang der Niederträchtigkeit in der Welt, ich sage ein göttlicher, denn die Vorsehung wird sich gewiß noch verherrlichen, indem sie ihn auflöset. Schlegel ist nicht so inconsequent, daß er sich im mindesten irgend etwas von dem, was geschieht, anfechten ließe, und er hat diese Gesinnung in ihrem ganzen Nachdruck noch so eben in einem Brief an Schelling erklärt, was mich denn vollends in meiner Ruhe befestigt...

Was euch betrifft, so rechne ich mit Zuversicht auf die Fortdauer eurer Liebe. Die Welt laßt reden, ihr seyd nicht dazu bestellt mich zu vertheidigen und ich mag auf mir selbst beruhn. Übrigens brauch ich nicht zu versichern, daß hundert ausgestreute Lügen keine Wahrheit sind, daß unter andern an der ganzen Geschichte mit der Unzelmann nicht ein Wort wahr, ferner daran daß ich mit Schlegel entzweyet, ferner daß ich die Scheidung nicht gewollt. Ich habe sie vielmehr sehr gewollt, obgleich ich mich nicht leichtsinnig dazu entschlossen habe, und selbst thöricht zögerte.

BRIEFE J. C. W. STADELMANNS AN THEODOR KRÄUTER

ÜBER Johann Carl Wilhelm Stadelmann, den Schreiber der folgenden Briefe, deren Originale sich in der Kippenbergschen Goethesammlung in Leipzig befinden, wissen wir nur wenig; nicht, wann und wo er geboren und gestorben ist. Nach seinen Briefen könnte man ihn für einen Jenenser halten. Am 1. Februar 1817 kam er – schon verheiratet – als Diener in Goethes Haus, war aber, wie aus einer Notiz im Tagebuch hervorgeht, bereits im voraufgegangenen Jahre als Kopist von Goethe verwendet worden. Aber darüber hinaus noch wußte Goethe die Fähigkeiten des Dieners zu nutzen: die frische Naturbeobachtung und der praktische Sinn Stadelmanns, die auch aus seinen Briefen sprechen, kamen Goethes naturwissenschaftlichen Studien vielfach zugut. In den „getreuen Weggenossen“, die in der „Marienbader Elegie“ angeredet und geschildert werden, haben wir ja niemand anderes als Stadelmann, der „die Erde durchklopft“, und den Schreiber John, der „sich um die Meteore des Himmels bekümmert“, zu sehen. Am 1. Juli 1824 schied Stadelmann krankheitshalber aus Goethes Diensten, nachdem er seinen Herrn während der schweren Krankheit im Jahre 1823 noch treu gepflegt hatte.

Der Empfänger der Briefe war der vielgeschäftige Weimarische Bibliothekssekretär und Kopist Goethes, Theodor Kräuter, der nach Christianens Tode im Goetheschen Haushalt gelegentlich nach dem Rechten gesehen hat. Sie sind aus der Jenaer „Einsiedelei“ nach Weimar ge-

richtet, wohin Stadelmann Goethe im Jahre 1817 zweimal begleitete.

Jena den 11ten April 1817

Werthester Herr Bibliotheks Secretair

Sie werden durch den Fuhrmann Thierolf die Kiste mit 9 Boutellien erhalten nebst den Stöpseln ich bitte ergebenst mir sie so bald als möglich gefüllt zu senden da mein Vorrath nur noch in $3^1/_2$ Boutellie besteht und ich jetzt mehr brauche da immer kleine Frühstückchen statt finden heute ist der Herr Badeinspector von Berka hier angekommen und ich weiß nicht wann er wieder abgeht. Sollte sich etwas gutes und passendes für Sr: Excellenz zum Frühstück in Weimar finden so bitte ich es mir zu schicken Neptun hat uns zwar reichlich versehen aber es scheint als ob ihn nicht lange mehr gehuldigt werden könnte Flora steigt täglich schöner auf und befriedigt zwey Sinne kann mir aber nicht gnügen Diana hat sich von unsern Fluren entfernt und läßt uns schmachten so weiß ich manchen lieben Tag nicht was ich geben soll um Fröhlichkeit zu bereiten. Zum Glück ging hier eine Catun Fabrick ein wo uns der ehemalige Besitzer jetzt mit vortrefflichen Servelatwürsten erquickt aber wie lange weiß ich nicht doch flicke ich mich immer von Tag zu Tag hin. Der Tischler Meister Lügenbeck kann zu nichts gebracht werden weder zun absenden des ferdigen noch zun selbst hinüberkommen. Die der Verderbniß zufällig entrissenen Versteinerungen werden bald in Weimar ankommen. Seyn Sie doch so gefällig dem Herrn Cammerrath* zu sagen daß ich in meinen minera-

* Goethes Sohn August.

logischen Excursionen so ziemlich glücklich bin und die Kernberge den Landgrafen und die Schluchten nach dem Rauthal auch den Tatzend schon durchstreift habe und besonders auf Erstern ein sehr schönes Stück gefunden was selbst nicht auf den Museum sich befindet ich setze es mit Lust und Liebe fort wenn mir nur die Zeit dazu wird auch habe ich schon den Befehl erhalten den Ettersberg auf meine Art zu untersuchen

Leben Sie recht wohl ich bin mit Achtung und Ergebenheit

Ihr

J C W Stadelmann

N. S.

Seyn sie so gefällig der Köchin zu sagen Sie möchte mir doch einen guten Kaffeesack schicken der gut durchläuft

Jena den 18ten April 17

Werthester Herr Secretair!

Da ich durch Schneidewein eine große Kiste mit Wein erhalten soll dieser aber erst auf den Montag nach Weimar kommt und ich mit den was ich habe bis dahin nicht reiche so bitte ich ergebenst mir zwey Boutellien durch die Botenfrau zu senden damit ich nicht wieder in die Klemme komme.

Heute hat uns der Großherzog überrascht er ist aber recht launig.

Ihr

ergebener

J. C. W. Stadelmann



Louise Seidler: Alma von Goethe

Jena d 27 4/17

Werthgeschätzter Guter

Ach du lieber Gott! geschwind! geschwind! Ach ich bin ganz außer Athem! nur gleich Pferde Wagen eingepacht eingesetzt und nach Jena denn sehen Sie wie himmlisch daß es hier ist können Sie gar nicht glauben alles weiß alles weiß warm Sonne un prächtig göttlich himmlisch ist ein Dreck dagegen ich bin erschöpft oder wollen Sie nicht Parthie machen und einmal in einen süßen Apfel beißen verschieben Sie es ja nicht lange sonst kommen Sie zu spät gute Nacht

Ihr ganz ergebener
W. St.

Jena den 14ten May 1817

Werthester Herr Bibliotheksecretair

Wohl befinde ich mich aber in traurigen Umständen wir sind auf 8 Tage nach Jena gegangen aber es sind bereits 8 Wochen ich leide an allen nothdürftigen Mangel alles geht in Stücken an den Stiefeln keine Sohlen sogar die Vorschuhe nicht mehr brauchbar meine besten Hosen sind zerfleischt andere habe ich nicht schon sind 3 1/2 Monat verflossen daß ich in Dienst bey Sr: Excellenz bin und habe weiter noch nichts von den versprochenen Livreestücken als Rock und Huth. worinne ich in dem schreckliche Aprilwetter habe paradieren müssen. welche dadurch freylich sehr gelitten haben. Ferner habe ich den Tag 8 gr aber jeden will ich loben der im Stande ist bey dieser Zeit mit 8 gr auszukommen ich der gewiß sich mit wenigen gerne begnügt kann es nicht dahin

bringen 10 gr sind an Abend immer fort und so habe ich schon über 4 rt verloren die mir jetzt viel Schaden thun Barth* hat Sachen bekommen, so lange ich da bin, ich bin vertröstet worden Barth hat 1 rt 10 gr als Geschenk bekommen ich habe zugesetzt auch ist ihm jetzt wieder versprochen worden und ich erhalte nicht einmal das nöthigste was mir versprochen ist dergleichen Sachen können mir auf keinen Fall gleichgüldig seyn, ich muß von Morgens 4 1/2 Uhr auf den Füßen seyn und komme des Nachts öfters vor 1 Uhr nicht zu Bette wenn ich mich niederlege hat Barth ausgeschlafen wenn ich schon 1 1/2 Stunde auf den Füßen bin ruht Barth noch sanft in den Federn und doch werde ich in allen Stücken nachgesetzt woran das liegt kann ich nicht begreifen aber ich hoffe daß es die Zeit aufklären wird. Diese Lage macht mir den Aufenthalt in Jena wirklich schwer doch wage ich nicht den Herrn Geheimenrath mit Klagen schwer zu fallen da ich mir alle Mühe gebe seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen auch wollte ich dieses Klagelied blos für Sie gesungen haben. Uebrigens geht es in Jena sehr gut die Menschen leben mit jeder Stunde Sonnenschein wieder mehr auf die Hoffnung einer Besserung in diesen Jahre macht ihnen schon manches der erduldeten Leiden vergessen die Bäume stehen in ihrer ganzen Pracht und Majestät mit Blüthen reich überschüttet die sanften Regen sind sehr willkomen Sie geben den Stiel der Blüthe mehr Dauer und darinn liegt viel was das Abfallen vermindert die Menschen sind fröhlich und arbeiten mit doppelten Eifer auf den Fel-

* Goethes Kutscher.

dern alles steht schön und verspricht eine gute Ernte und so hoffe ich sollen die Wucherer bald in ihre Schlupfwinkel zurückgescheucht werden.
Unsere kleinen Herrschaften* befinden sich wohl sie genießen die herrlichste Aussicht an ihren Fenstern befinden sie sich im Garten so sind sie gleichsam in lauter Blüthen gehüllt was unendlich reizend ist ich war am Sonntage da war aber ganz begeistert über alle der Pracht und doch ist dieser Garten ein verwilterter zu nennen und vieles könnte noch schöner seyn wenn der Besitzer selbst Gärtner wäre. Auch den Großherzog hat es sehr wohl gefallen er ist sehr munter gewesen und launig das beweißt das das er in botanischen Garten zu einen von seinen Bedinten sagt als er ein Glas Wasser haben wollte „Hast du was zutrinken da? „ja Hoheit, war die Antwort. Nu so tractire mich einmal„. er verließ den Garten erst als es dunkel und beynahe 8¾ Uhr war.
Sie wünschten auch etwas von Schützens zu erfahren da kann ich nun freylich nichts sagen was erfreulich wäre denn die große Feder der Haushaltung wäre beynahe untergegangen es wird sie bekannt seyn das die Frau Schützen an der Auszehrung leidet und das Wetter viel Einfluß auf solche Patienten hat der schlechte April hatte sie deßhalb so entkräftet das Sprache und Kräfte fast gänzlich sanken und erstere fast schon aufgehört hatte es wurde ihr das h. Abendmahl gereicht und alle Hoffnung zu einer Wiedergenesung aufgegeben aber der Himmel wollte es anders gestern war ich dort und fand sie außer den Bette wo sie mir versprochen auf Pfingsten mit mir

* Karl Augusts Enkelinnen.

auf Lichtenhayn zu gehen. Sie läßt Ihnen und Ihre liebe Frau vielmals grüßen und freute sich daß sie sich und ihr Herr Bruder sich jetzt recht wohl befinden auch Ihrer Schwester hat sie in freundschaftlichen Andenken; sie bedauerte aber sehr den Verlust den Sie erlitten

Der Küchenmeister und Contidor Herr Schütz grüßt Ihnen Ihre liebe Frau Bruder und Schwester vielmals er diregirt die Küche und Zuckerbäckerey ganz vortrefflich so das er alles Lob verdient wenn er ferdig ist und seine weiße Küchenschürze an die Wand hängt

Ich wünschte daß Sie uns bald einmal besuchten noch ehe die Blüthen abfallen da könnte ich Ihnen noch sehr viel und schönes sagen [Anmerkung:] Besonders die Geschichte von den großen Lachs. Mein Bergklettern habe ich wegen der übeln Beschaffenheit meiner Stiefeln einstellen müssen und der Beutel ist leer doch

Jenenser sind fidele Brüder
Kein Unfall schlägt sie ganz darnieder

Mit Achtung und Ergebenheit
der Ihrige
J. C. W. Stadelmann

Jena den 27 May 1817.

Werthester Herr Secretair!

Ich unterstehe mich Ihnen etwas zu melden wo ich bis jetzt noch nicht weiß ob es erlaubt ist doch geht es mir mit an und liegt mir zugleich als Pflicht ob für den Gesundheitszustand Sr: Excellenz Sorge zu tragen Ich ging am Ersten Feyertag mit den Hn. Geheimen Rath

an Abend nach Hause wo sie unterwegs über Schmerz im holen Fuß klagten wir kamen nach Hause er legte sich zu Bett am andern Morgen fand es sich daß der Fuß beträchtlich geschwollen war der Hr Hofmedicus Rehbein war glücklicher Weise den Abend vorher hier angekommen und wollte den Hn. Geheimerath den andern Tag besuchen als er ihn in diesen Zustande fand und natürlich sehr willkommen war da grade die Häupter der medicinischen Facultät verreißt waren. Er verschrieb ein Räucherwerk und zum Einreiben; auch Socken von Wachstaffet wurden gemacht, keinen Schmerz empfinden Sie nicht aber ein Spannen der Geschwulzt diesen Morgen fand ich daß auch der andere Fuß etwas angelaufen war und ließ gleich noch einen Sock von Taffet machen aber leider ist er noch nicht gebraucht so geht es auch mit den Einreiben und Räuchern seit diesen Morgen habe ich nicht wieder damit kommen dürfen trotzdem daß ich mehrere Mal daran errinnert habe der Herr Geheimerath glaubt es soll sich von selbst geben aber das wird langsam gehn der Herr Hofmedicus ist noch hier und ich muß aufrichtig gestehen das ich den Herrn Geheimen Rath deßhalb bey ihm verklagt habe er will diesen Abend wiederkommen und es den Herrn Geheimerath ans Herz legen. Der Himmel gebe seinen Seegen daß ich Ihm recht bald die Stiefeln wieder anziehen kann. Dürfte ich Ihnen bitten daß Sie so gefällig wären und das Mädchen bey den Schneider wegen meiner Livree und bey Meister Schick wegen den Stiefeln schickten ob sie noch nicht ferdig sind ich leide wirklich Mangel und wünschte diese Sachen so bald als möglich. Auch wollte ich um eine

Flasche mit Dinte bitten alle Schreibzeuge sind leer und die hiesige taugt nichts aber leider habe ich keine Flasche vielleicht finden Sie eine Nösel Bouteilie die nicht viel taugt und zu diesen Gebrauch doch gut ist Herr Schütz läßt Sie recht vielmals grüßen mit ihr geht es immer sachte vorwärts aber das Versprechen zu Pfingsten ist nicht in Erfüllung gegangen. Morgen so Gott will zieht der Herr Geheimerath in das Haus an den botanischen Garten. Mit der größten Achtung und Ergebenheit

Ihr
ergebener
J. C. W. Stadelmann.

Jena den 1sten August 1817

Werthester Herr Secretair

Die Festlichkeiten seit den Montag hören gar nicht auf am Mittwoch wurde die Judenmühle gerichtet mit aller nur möglichen Solenitaet und Ceremonien mit türkischer Musik gegleidet. Ein Zimmermannsgeselle declamirte gottesfürchtige ernste und scherzhafte Verse von der höchsten Spitz zu der unten versammleten Volksmenge herunter an Vivats fehlte es nicht die er gebracht hat und getrunken ein Pröbchen stehe hier des Reims halber

Es lebe auch unser erster Minister
Der Superintentent Schulmeister und der Küster
auch alle Dichter sollen leben
die uns so schöne Verse geben.

Durstig stieg er auch nicht herunter. Die Maurer Zimmerleute und Handlanger hatten am Abend einen Schmauß in den Billardzimmer auf der Rose. Der Sohn des Bau-

herrn ein lustiger Jenenser hatte seine guten Freunde eingeladen auf Kuchen und Bier da man aber tanzen wollte kam man damit überein jede Person von der Gesellschaft sollte 2 Kpfst entrée zahlen und Punsch Kaffee und Thee noch extra der junge Mensch hatte sich die Freyheit genommen um den Rosensaal anzuhalten er hatte die Erlaubniß bekommen die Gesellschaft fing um 9 Uhr bey türkischer Musik an zu tanzen und soll recht lustig gewesen seyn die Stutenden aber hatten ein anderes beschlossen nemlich die ganze Gesellschaft aus den Saal zu jagen doch ohne einen ein Leid zu thun weil die Saal nur für academische Bälle und Feste bestimmt ist welches sie auch 10¾ Uhr in aller Stille ohne den Lärm den etwas über 200 Stutenten machen bewerkstelligten und sich an der Beute der Eß- und Trinkwaare die sie im Saale fanden recht gütlich thaten die BallGesellschaft zog mit ihrer Musik auf die Oelmühle und hat sich da ungestört belustigt bis früh 5½ Uhr den Herrn Geheimenhofrat Voigt aber welcher die Erlaubniß gegeben hatte brachten die Stutenden eine Fenstermusik so das man Mühe hatte am ander Morgen an den äußeren Theile des Haußes eine ganze Tafel zu finden.
Gestern feyerten die Gothaner und Altenburger die Vermählung der Prinzessin von Gotha auf den Kaffeehauß welches ganz illuminirt war und den verschlungenen Nahmen transparant darstellte
Heute Nachmittag 3 Uhr kundigte das Geläute aller Glocken den ersten sich der Stadt nahenden Erntenwagen an die Ehre hat der Postmeister der Wagen war mit schönen Blumenguirlanten umhangen vorn eine schwarze

Tafel mit den Worten Gott hat großes für uns gethan hinden ebenfalls eine schwarze Tafel mit den Worten Alles ist an gottes Seegen und an seiner Gnade gelegen. Auf den Markt am Rathhaus wurde gehalten wo der ganze Stadtrath versammelt war unter einer vollen Musik mit Trompeten und Pauken wurde das Lob und Danklied Nun danket alle Gott gesungen Nie habe ich eine so große Menschenmenge wehmüthig freudiger gesehen als hier stumm ging alles neben einander her nur freudige Blicke warf ein Freund den andern zu um Ihm zu sagen Gott sey Dank bald haben wir eine bessere Zeit zu hoffen und unsere Leiden sind gemildert. Der Zug ging durch die Leutrastraße zum Johannesthor hinaus in die Scheuer als der Wagen da angelangt wurde noch ein Danklied geblasen und die herbeygeströmte Menge ging freudig nach Hauße

Wollen Sie mit ich gehe durch die Rasenmühle ins Bad?

Haben Sie doch die Güte für ein paar Hünchen und Blumenkohl zu sorgen

(Stadelmann)
[Von Kräuters Hand]

nebst ein
Röllchen

Jena den 5ten August 1817

Werthester Herr Secretair!

Endlich kommen wir! Donnerstag fruh 7 Uhr werden wir abreisen. Ich bitte ergebenst um die Gefälligkeit mir meine Invalid gewordenen Kleider und daß was sich in

der Schachtel befindet so lange aufzuheben bis ich es selbst holen kann denn an Gebäck in Wagen wird es nicht fehlen da der Staatsrath Schulze keinen eigenen Wagen hat. Ich glaube nicht das Blumenkohl wird nöthig seyn ich habe noch 2 Stauden Schotten haben wir diese Woche auch schon zweymal gehabt sollten Sie aber eine gute Melone schicken können die nicht so viel Mühe kostet so glaube ich daß es gut ist doch ist es kein Befehl von den Herrn
Wollten Sie wohl die Güte haben und den Mädchen in Haus sagen daß ich wünschte daß das Deckzeug im guten Stande wäre da ein Gast mitkommt und ich Geschäfte genug finden würde das mir nicht alles über den Kopf zusammenschlägt.
Der Hofgärtner freut sich wie ein König über den guten Wasservorrath den er jetzt hat bald werde ich Ihnen auch recht viel mündlich erzählen können. Leben Sie recht wohl grüßen Sie ihr liebes Weibchen von mir vielmals und seyn Sie versichert daß ich immer seyn werde

Ihr ergebener
J. C. W. Stadelmann

Jena den 24sten December 1817
Abends $7^1/_2$ Uhr

Werthester Herr Secretair!

Wohl ist es wahr daß ich Vorwürfe wegen eines so langen Stillschweigens verdiene aber bitte bitte, verzeihen Sie mir, ich will es wo möglich wieder gut machen und alles erzählen was Schuld war. Sehen Sie hier in Jena da laufen unser einen die Professoren immer vor den Füßen herum da kommt ein Bergrath dort ein Chemiker da

wieder ein Künstler ein Technolog und weis Gott wer alles ich muß mich den ganzen Tag mit den Leuten herum balgen, und da habe ich denn jeden so etwas abgemerkt, das Wetter ist schlecht du lieber Gott kalt ist es auch da hat man keine Freude weder auf den Bergen noch im Wasser aber ich bin doch ein paarmal am Hausberge gewesen aber nur um Steine zu haben sehen Sie da habe ich mir eine kleine Künstler Werkstadt gemacht habe die Mineralogen die Chemiker die Künstler Technologen gefragt welches der beste Gyps ist wie man ihm brennt und klar macht wie man ihm färbt und wie man ihm gießt und da habe ich mir eine Form gemacht und habe sie mit Firniß ausgestrichen habe es trocken werden lassen habe einen Rand darum gesetzt habe den Gyps gefärbt aber da ging's mir mit den Indigo schlecht der Indigo kann doch nur mit Schwefelsäure aufgelößt werden und der Gyps ist schwefelsaurer Kalk, da meinten den die Chemiker es würde sich recht gut vertragen aber ich fand es anders die Schwefelsäure ist der Stoff welcher den Gyps bindet da nun zu viel da war band er so schnell und heftig daß ich beynahe um die Form gekommen wäre wenn ich mich nicht gleich resolvirt hätte denn ganzen Abguß in Stücken zu brechen um die Form zu erhalten denn ich liebe sie gar zu sehr und Sie auch, da lachen Sie mich aus machen Sie nun einmal das runde Päcken auf da werden Sie es sehen ich weiß gewiß Sie sprechen mehr als einmal Ah!!! da hatte [er] recht sehen Sie da sitze ich nun Tag und Abende und sinne wie ich das Ding recht schön und gut machen will und vergesse alles um mich her Freunde und Frau daß letzte aber nur am

Tage ... Bester da ich Ihnen einen Abguß zum Weynachtsgeschenk mache sie aber der erste sind der einen erhält und der Herr Geheimerath selbst noch nichts davon weiß und ich die Medallie ohne seinen Wissen genommen so werden Sie mir die Gefälligkeit erzeugen und bis jetzt niemanden etwas davon sagen oder es zeigen bis ich erst selbst weiß wie es aufgenommen wird und ob ich es an andere geben darf. Ich will dem Herrn Geheimenrath 12 Stück zum Weynachten geben und zwar weiße rothe gelbe blaue schwarze und grüne so weit habe ich es bis jetzt gebracht nehmen Sie damit vorlieb ich bin überzeugt daß ich Ihnen nichts willkommeneres geben konnte da für alles andere Ihr liebes Weibchen gewiß Sorge tragen wird.

Nun wieder zu Ihren lieben Briefe selbst. Glauben Sie ja nicht daß Sie vergessen sind ich habe vor kurzen noch sehr gut von Sie sprechen hören und zwar mit vollkommner Zufriedenheit über Ihre Thätigkeit. Daß Sie keine Aufträge erhalten ist die Schuld daß die Flitterwochen im Hause* vorüber sind und daß verlangte besser erfolgt. Mitzutheilen hätte ich so manches aber da möchte mein Pappiervorrat nicht zureichen denn an Vorfällen fehlt es auf einer Universidät nicht zumal jetzt wo die Studierenden die Welt umwandeln wollen wie sie sie haben wollen aber nicht daran denken daß wenn sie die Academie verlaßen alles anders mit ihnen steht aber am mehrsten wird es schwinden wenn sie Hausvater Staatsdiener und Lehrer werden denn hier hängen sie alle von

* Die Hochzeit Augusts von Goethe hatte am 17. Juni 1817 stattgefunden.

einen gewissen Gesetz ab und ich bin überzeugt daß sie keinen von den academischen Träumen und Luftschlössern werden brauchen können so viel Aufsehen die Wartburg und Isisgeschichte* gemacht hat ist doch jetzt alles hier ruhig davon was sehr zu wünschen ist denn die Einheit und Verbrüdrung welches die jungen Leutchen stiften wollten scheint mir unmöglich und kommt mir vor wie eine Puppe wo die Kinder damit in leeren Stunden spielen wenn sie aus der Schule kommen. Die Freuden des Sommers sind freylich nicht mit den des Winters zu vertauschen den Winter kann nur der sich angenehm machen der Geld genug hat sich dafür Freuden zu kaufen den Sommer aber kann sich jeder angenehm machen selbst der niedrigste Bettler wenn er nur Sinn für Natur und ihre manichfaldigen Schönheiten hat. Wie haben wir uns den vergangenen gefreut sowohl beym Aufgang als beym Niedergang der Sonne auf Bergen wie im Thale in Gärten und Feldern selbst beym (andern so schrecklich scheinenden) Anzuge eines majestätischen Gewitters wie haben wir die Wolkenzüge bestritten ob sie diese oder jene Richtung nähmen wie uns an den mannichfaldigen Gestalten Licht und Dunkel der Wolken erfreut und so hunderte von Freuden selbst geschaffen und fehlte alles dieses nun so war das Eckchen da wo manche Virtelstunde gelacht wurde und gefreut. Dieses alles hört im Winter auf wenn man so in Mauern eingeschlossen wo man nichts sieht als ein kleines Stückchen Himmel und des Nachbars Haus ich ließe mir das alles noch gefallen

* Konfiskation von Okens Zeitschrift Isis wegen eines Berichts über das Wartburgfest.

wenn wir nur auch ein Stückchen Aal und von dem guten Gelee etwas hätten damit wir entweder dahin oder dorthin tanzen könnten. Färber* wird jetzt so dick und lang daß ich fürchte wenn wir Vollmond haben werden wir ihn zur Laterne brauchen können launig ist er immer Füße und Mund hat er jetzt recht aus den Grunde zu ziehen studirt von seinen Consistorialkraute hat er noch nichts producirt vermuthlich hat er die untere Größe nach den Blättern berechnet und sich geirrt und fürchtet sich vor den auslachen. Ueber daß Wohl Sr Excellenz kann ich nicht klagen er ist immer gut und wohl auch scheint er mit meiner Art und Weise wie ich alles zu machen suche zufrieden zu seyn??? dieses ist nur am Ende der vierten was gewöhnlich spät ist der Fall aber doch immer gut. Das Tischchen ist zwar noch das nämliche aber wenn ich nach der Seite durch das Fenster sehe sehe ich nicht wie dort in die schöne freye Natur sondern in einer alten Frau Stube die wenn sie es gewahr wird mir ein gar grämisches Gesicht macht und ganz gewiß denkt wie Goldschmidts Junge oder guck mir dahin auch ist es immer mit vielen Dingen bedeckt da das Zimmerchen sehr enge ist so daß wenn zwey Menschen darinne sind eins dem andern im Wege ist auch muß es sehr stille darinne zugehn da es an dem Herrn seinen ist und man jedes Wort hört. Wenn diese Zeilen auch nicht viel mit bringen so bringen sie doch etwas. Wie ich gehört ist dafür gesorgt daß wir diese Weynachten keinen Zahn und auch den Magen nicht Schaden zufügen sollen doch wird

---

* Jenaer Bibliotheks- und Museumsschreiber, von Goethe als Kopist benutzt.

ein etwas größrer Topf mit Kaffe diesen Verlust ersetzen und reicht das noch nicht hin nun so koche ich den Satz noch einmal auf und drücke das Säckchen aus. Erst gestern bin ich mit guter Manier einen Gevatterbrief entgangen und zwar bey meiner Schwester welche mit einer Tochter niedergekommen war aber eingeschrieben soll ich doch seyn. Doch wird es bey mir noch Zeit haben aber entgehen soll sie gewiß nicht. Daß Malcolmi * so gut aufgenommen freut mich herzlich vorher war es zu sehn denn der alte gute brave Mann verdient es gewiß warum sind Menschen so? da doch einer wie der andere die Mittel darzu besitzen wie er hier geliebt geehrt und geschätz wird können sie sich keinen Begriff machen wer ihm nur kennen gelernt oder sonst Umgang mit ihm hat spricht mit einer Herzlichkeit von ihm die auch immer von Herzen kommt sollte er reichlich beschenkt werden so wird es gewiß keine neidischen Mißgönner geben die Heute zu Tage eine nur zu große Rolle spielen meine besten Wünsche hat er darzu. Sein Hauswirth mit dem ich manchmal des Abends zusammen komme sagt es wäre ihm als ob ihm etwas fehlte wenn er den alten guten Mann (so nennt er ihn alles) ein oder zwey Tage nicht gesehen hat. Da mir die Zeit gebietet zu schließen so behalte ich mir vor das andere des Briefs nächstens zu beantworten nur folgen noch die Besten Wünsche zum Feyertagen desgleichen für Ihr und Ihrer lieben Frau Wohl bis zum Schluß des Jahres wo es neue genug geben wird um dessen Erfüllung ich bitten werde Ihr Freund
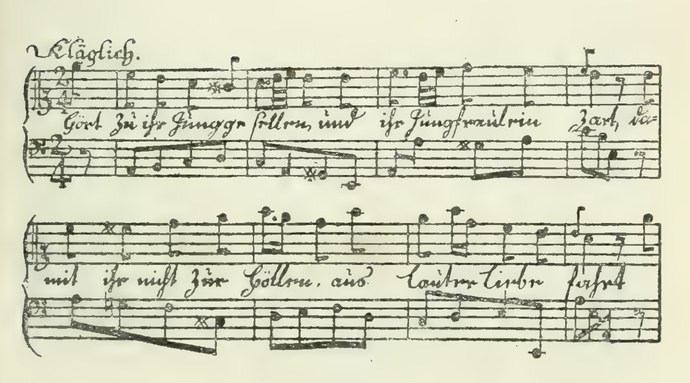
J. C. W. Stadelmann

* Schauspieler.

EINE ENTSETZLICHE
MORDGESCHICHTE
VON DEM
JUNGEN WERTHER

wie
sich derselbe den 21 December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung, in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen.

Im Ton:
Hört zu ihr lieben Christen etc.
1776



Hört zu ihr Junggesellen
Und ihr Jungfräulein zart!
Damit ihr nicht zur Höllen,
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben Gut und Geld.

Ich sing euch von dem Mörder,
Der sich selbst hat entleibt
Er hies: der junge Werther,
Wie Doktor Göthe schreibt.

So witzig, so verständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig,
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte,
Fuhr ihm durchs Herz geschwind.
Ein Mädchen, sie hies Lotte:
War eines Amtmanns Kind.

Die stand, als Vice-Mutter
Geschwistern, treulich, vor
Und schmierte Brot mit Butter
Dem Fritz und Theodor,

Dem Liesgen und dem Kätgen –
So traf sie Werther an
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wär's ihm angethan.

Wie in der Kinder Mitte
Sie da, mit munterm Scherz,



Dietrich: Bänkelsänger (1767)

Die Butterahmen schnitte –
Da raubt' sie ihm das Herz.

Er sah, beklebt mit Rotze
Ein feines Brüderlein
Und küßt' dem Rotz zum Trotze
An ihm, die Schwester sein.

Fuhr aus, mit ihr zu tanzen,
Wohl eine ganze Nacht,
Schnitt Menuets der Franzen
Und walzte, daß es kracht'.

Sein Freund kam angestochen,
Blies ihm ins Ohr hinein:
Das Mädchen ist versprochen,
Und wird den Albert freyn.

Da wollt' er fast vergehen,
Wart' weder Wunsch noch Fluch,
Wie alles schön zu sehen
In Doktor Göthes Buch.

Kühn ging er, zu verspotten
Geschick und seinen Herrn
Fast täglich nun zu Lotten,
Und Lotte sah ihn gern.

Er bracht' den lieben Kindern
Lebkuchen, Marcipan,
Doch alles konnt's nicht hindern,
Der Albert wurd ihr Mann.

Des Werthers Angstgewinsel,
Ob diesem schlimmen Streich,
Mahlt Doktor Göthens Pinsel
Und keiner tut's ihm gleich.

Doch wollt' er noch nicht wanken
Und stets bey Lotten seyn,
Dem Albert macht's Gedanken
Ihm traumte von Geweyhn.

Herr Albert schaute bitter
Auf die Frau Albertinn –
Da bat sie ihren Ritter,
„Schlag mich dir aus dem Sinn.

Geh fort zieh in die Fremde!
Es giebt der Mädchen mehr –"
Er schwur beym letzten Hemde
Daß sie die einz'ge wär.

Als Albert einst verreiste
Sprach Lotte: „bleib von mir"
Doch Werther flog ganz dreiste,
In Alberts Haus zu ihr.

Da schickte sie nach Frauen
Und leider keine kam, –
Nun hört mit Furcht und Grauen
Welch Ende alles nahm.

Der Werther las der Lotte
Aus einem Buche lang,

Was einst ein alter Schotte
Vor tausend Jahren sang.

Es war ganz herzbeweglich,
Er fiel auf seine Knie,
Und Lottens Auge kläglich
Belohnt ihm seine Müh.

Sie strich mit ihrer Nase
Vorbey an Werthers Mund,
Sprang auf als wie ein Hase,
Und heulte wie ein Hund.

Lief in die nahe Kammer,
Verriegelte die Thür,
Und rief mit großem Jammer:
„Ach Werther geh von mir!“

Der Arme mußte weichen.
Alberten den's verdroß,
Konnt's Lotte nicht verschweigen,
Da war der Teufel los.

Kein Werther konnt' sie schützen,
Der suchte Trost und Muth
Auf hoher Felsen Spitzen,
Und kam um seinen Hut.

Zuletzt lies er Pistolen,
Im Fall es nöthig wär,
Vom Schwager Albert holen
Und Lotte gab sie her.

Weil's Albert so wollt haben,
Nahm sie sie von der Wand
Und gab sie selbst dem Knaben,
Mit Zittern, in die Hand.

Nun konnt' er sich mit Ehre
Nicht aus dem Handel ziehn.
Ach Lotte! die Gewehre
Warum gabst du sie hin?

Alberten recht zum Possen
Und Lotten zum Verdruß,
Fand man ihn früh erschossen,
Im Haupte stack der Schuß,

Es lag und das war's beste,
Auf seinem Tisch ein Buch.
Gelb war des Todten Veste
Und blau sein Rock, von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh, bis jenen Tag,
Begleitet' ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht in Tempel
Es brennte ihm kein Licht;
Mensch nimm dir ein Exempel,
An dieser Mordgeschicht!

BRUCHSTÜCKE ÜBER DAS SCHÖNE / VON EUGÈNE DELACROIX*

IST das Schöne jenes ergreifende Gefühl beim Anblick eines Bildes oder einer Radierung von Rembrandt, einer Szene von Shakespeare, wenn wir sagen: Wie schön ist das! Oder ist es das Gefühl, das uns vor den geraden Nasen und sauberen Gewändern der Girodet, Gérard usw. erfaßt? Also, gibt es ein Rezept für die Konzeption des Schönen? Die Schulen haben die Rezepte, aber schaffen keine Werke, vor denen man ausruft: Wie schön!

Rubens hat das Schöne getroffen, als er seine Apostel des ‚Wunderbaren Fischzugs' malte, den heiligen Petrus mit den groben Händen, dem Christus sagt: „Laß deine Netze und folge mir, ich will dich zum Menschenfischer machen." Ich bezweifle, daß er das zu wohlfrisierten Schülern gesagt hat. Ohne die wundervolle Komposition des Bildes von Raffael, die mit weiser Verteilung Christus ganz allein auf eine Seite bringt und die Apostel zusammen mit dem kniend den Schlüssel empfangenden Petrus ihm gegenüber anordnet, ohne diese seinem Genius eigentümliche wunderbare Wirkung wäre Raffael nur hübsch und hätte nicht das Schöne erreicht. Rubens dagegen hat gebrochene wirre Linien. Seine Gewänder,

* Alles Folgende fand sich in Heften, auf Zeichenblättern, in Skizzenbüchern usw. und wurde erst nach dem Tode Delacroix' veröffentlicht. Einzelheiten, namentlich aus dem ersten Teile, hat Delacroix in den Aufsätzen benutzt, die von J. Meier-Gräfe ins Deutsche übertragen und mit diesen „Bruchstücken" unter dem Titel „Literarische Werke" vereinigt worden sind.

die der Zufall bestimmt, sind ohne Anmut, und sie entstellen eher seine großartigen, einfachen Gestalten. In der Schöpfung dieser charaktervollen Gestalten aber ist er schöner.

Wie kalt sind die Vorgänge in der Versammlung der Gelehrten und Heiligen in der Disputa Raffaels! Die Gestalten zeigen jede eine andere Pose von verführerischen Linien, aber es kommt zwischen ihnen zu keiner lebendigen Verbindung. Ganz anders das ‚Abendmahl' eines Veronese. Da sehe ich Menschen wie mich, von verschiedener Gestalt, verschiedener Anlage, miteinander plaudern und Gedanken austauschen; der Hitzkopf neben dem Zornigen, die Kokette neben der Gleichgültigen oder Zerstreuten; ich sehe Leben, Leidenschaften. Es ist keine leichte Aufgabe, das alles in eine ruhige, fast bewegungslose Szene hineinzubringen.

Ist das Schöne in beiden Werken? Ja, in gleicher Stärke, aber auf verschiedene Art. Der Stil ist gleich mächtig in dem einen wie dem anderen, denn er besteht in der Eigenart der Eigenschaften, die jedem der beiden Maler gehören. Man mag die Art, wie man Nasen geraderichtet, Gewandfalten ordnet, Linien abstimmt, nachahmen, ohne im geringsten den Reiz und den Adel der Ideen Raffaels zu gewinnen. Man mag Gestalten mit ihren natürlichen Einzelheiten und mit ihren täuschenden Lichteffekten kopieren, ohne die geheime Wärme, das Sichregende in den Gestalten zu gewinnen, jenes Band von Leben und Leidenschaft, das Seelische, das die Menschen des Abendmahls von Veronese vereint.

Es gibt keine Wertgrade des Schönen, nur verschiedene Arten. Nicht der Geschmack, sondern die besonderen Arten des Geschmacks entscheiden im Bereich des Schönen. Die Albert Dürer, Holbein, die deutschen Meister im allgemeinen, die Flämen, wie Lukas von Leyden und Memling, mit ihren oft dürftigen, mageren, verdrehten Gestalten sind überreich an Schönheit. Die heutigen vermeintlichen Nachbilder der antiken Schönheit, die ihrer Prinzipien des Schönen so sicher sind und es mit dem Zollstock in der Hand abtasten, besitzen nicht eine Ahnung der wahren Schönheit, die durch die Augen zu der Seele geht.

Der Genuß an einem Bilde ist ganz verschieden von dem Genuß an einem literarischen Werke.
Der Malerei ist eine besondere Art von Erregung eigen, von der nichts Literarisches einen Begriff gibt. Aus der Art der Anordnung der Farben, Lichter und Schatten geht ein Eindruck hervor. Man könnte ihn die Musik des Bildes nennen. Bevor man weiß, was das Gemälde darstellt, ist es einem, als trete man in einen Dom und stehe zu weit von dem Bilde, um den Gegenstand zu erkennen. Da wird man oft von magischem Zauber ergriffen. Zuweilen haben die Linien des Bildes lediglich durch ihr großartiges Gefüge diese Macht. Darin beruht die wahre Überlegenheit der Malerei über der Kunst des Wortes, denn jene Erregung wendet sich an das Innerste der Seele. Sie erweckt Gefühle, die das Wort nur so unbestimmt auszudrücken vermag, daß jeder sie seiner Anlage gemäß auf seine Art versteht, während der Maler sie mit

Sicherheit festhält. Wie eine mächtige Zauberin nimmt dich die Malerei auf ihre Flügel und trägt dich davon. Sie fügt dem wirklichen Vorgang ein Element, das wählt und greift, hinzu, die Seele des Malers, seinen Stil.

Was wahrhaft jeden großen Dichter und großen Maler, kurz, jeden großen Künstler auszeichnet, ist nicht allein die Erfindung der passenden Form eines Gedankens, sondern vor allem die Verwirklichung des Gedankens, seine Personifizierung auf die denkbar stärkste Art. Dieser Kraft der Anschauung gelingt, in einem Typus alle verschiedenen Arten zu einen und ihm Leben zu geben, so daß er von nun an wie ein wirkliches Geschöpf besteht.

Die Größe der Meister der Kunst besteht nicht in ihrer Freiheit von jedem Fehl. Ihre Fehler – besser, ihre Unterlassungen – sind anders als die der Menge. Ein gewöhnlicher Künstler mag eine mehr oder weniger wirksame Gestalt erfinden. In der Ausarbeitung der Gestalt wird etwas Künstliches sein, das ihr das Lebendige nimmt. Selbst die sorgfältigste Ausführung der Einzelheiten gibt ihr nicht das Einheitliche, das aus jener schöpferischen Kraft undefinierbaren Ursprungs hervorgeht. Wie viele glückliche Vorwürfe sind in den Händen der Macher, deren beschränkte Natur immer nur den winzigen Winkel des eigenen Geistes begreift, zunichte geworden. Ein Stück beginnt. Die Personen treten ruhig auf, die Handlung setzt natürlich ein, der Zuschauer fühlt sich bereits von Mitleid oder Schrecken bewegt. Und darauf gerät alles durcheinander und endet in Dunst.

Ihr fragt, ob die so seltene Vollkommenheit eines Werkes



Delacroix: Handzeichnung

mehr auf einem Überfluß an Einzelheiten beruhen soll oder auf kraftvoller Kürze, die dem Geist des Zuschauers nicht erlaubt, sich ins Einzelne zu verlieren. Weder das eine noch das andere. Skakespeare hält uns oft mitten im Stück durch sein Geplauder auf, aber bleibt immer dabei Skakespeare. Voltaire gibt in seinen Romanen nur einen Strich, aber dieser enthält den ganzen Menschen. Die Beschreibung des Sturms in ‚Candide' usw.

– Ich habe mein ganzes Leben lang Wäsche immer ziemlich richtig im Ton getroffen. Eines Tages entdeckte ich an einem überzeugenden Beispiel, daß der Schatten violett und der Reflex grün sei.
Ein Gelehrter wäre vielleicht stolz auf diese Entdeckung. Ich bin noch stolzer, Bilder in richtiger Farbe gemalt zu haben, bevor ich mir über diese Gesetze klar war.
Der Gelehrte sähe vielleicht in Michelangelo, der nicht die Gesetze der Linien, und in Rubens, der nicht die Gesetze der Farben kannte, Künstler zweiten Ranges.

Verschiedene Gedanken über Malerei. Ich fühle, und sicher fühlen alle feinfühligen Menschen angesichts eines schönen Bildes das Bedürfnis, fern von ihm über seinen Eindruck nachzudenken. Dann tritt eine der dichterischen Schöpfung entgegengesetzte Arbeit ein. Ich gehe Zug für Zug in meinem Gedächtnis das Bild durch, und wenn ich die Beschreibung notierte, könnte ich zwanzig Seiten mit dem füllen, was ich in wenigen Augenblicken erfaßt habe. Ist ein Gedicht nicht vielleicht ein Gemälde, dessen Teile hintereinander gezeigt werden, als lüfte sich langsam ein Schleier?

Die Malerei ist eine bescheidene Kunst. Man muß zu ihr gehen, und man sieht ohne Mühe, ein Blick genügt. Das Buch ist nicht so. Man muß es zuerst kaufen, dann lesen, Seite für Seite, verstehen Sie wohl, meine Herren? und dann oft schwitzen, um es zu verstehen.

Das Malerische verlangt vom Natürlichen und vom Ausdruck Opfer. Die Poesie verlangt Opfer der Harmonie.

Man sieht schlechte Generäle Schlachten gewinnen. Das Glück hat ebenso viel und mehr Anteil an dem Gelingen als das Können. Nie sieht man schlechte Künstler gute Werke vollbringen. Im Kriege wie beim Hazardspiel verbessert das Können den Zufall, kommt ihm zur Hilfe. Man spricht von Zufallstalenten. In der Kunst fallen Künstlern glückliche Ideen ein, aber nur den guten.

Obschon der Künstler mit der Hand arbeitet, ist er kein Chirurg. Nicht in der Fingerfertigkeit liegt seine Größe.

Sinkende Epochen der Malerei glänzen durch die Zeichnung.

Über die Bedeutung des Stoffes. Alle Motive werden gut, wenn der Meister gut ist. Junger Künstler, du wartest auf einen Stoff? Alles ist Stoff, du selbst bist der Stoff, dein Eindruck, deine Erregung vor der Natur. Sieh in dich selbst, nicht um dich!

Spezialisten einer Gattung sind oft denen unterlegen, die von einem höheren Standpunkte aus fassen und daher in die Gattung eine besondere Größe, wenn auch

nicht dieselbe Vollkommenheit im einzelnen hineintragen. Beispiel: Napoleon als Schriftsteller; Rubens und Tizian als Landschafter.

In der Malerei wie überall werden die Pedanten, die Leute, die mit gewissen Eigenschaften großtun, für die gehalten, die sie wirklich besitzen. Es gibt eine Unmenge von Malern, die den Umriß, die korrekte Zeichnung betonen und deshalb für gute Zeichner gelten. Rembrandt, Murillo und du, göttlicher Rubens, ihr seid keine Zeichner für das Volk!

Ein lächerliches Bild schwebt mir vor. Ich sehe den großen Rubens auf dem Zwangbett eines Wettbewerbs, sehe ihn sich klein machen in dem erdrückenden Rahmen des Programms, sehe, wie er seine gigantischen Formen, seine schönen Übertreibungen, die Fülle seiner Art beschneidet.

ARABISCHES HELDENLIED / AUS DEN NOTEN ZU GOETHES DIVAN

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Tau herabträuft.

Große Last legt' er mir auf
Und schied;
Fürwahr, diese Last
Will ich tragen.

„Erbe meiner Rache
Ist der Schwestersohn,
Der Streitbare,
Der Unversöhnliche.

Stumm schwitzt er Gift aus,
Wie die Otter schweigt,
Wie die Schlange Gift haucht,
Gegen die kein Zauber gilt.“

Gewaltsame Botschaft kam über uns
Großen mächtigen Unglücks;
Den Stärksten hätte sie
Überwältigt.

Mich hat das Schicksal geplündert,
Den Freundlichen verletzend,
Dessen Gastfreund
Nie beschädigt ward.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag;
Und brannte der Sirius,
War er Schatten und Kühlung.

Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltsam.

Mit festem Sinn
Verfolgt’ er sein Ziel,

Bis er ruhte;
Da ruht' auch der feste Sinn.

Wolkenregen war er,
Geschenke verteilend;
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

Stattlich vor dem Volke,
Schwarzen Haares, langen Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

Zwei Geschmäcke teilt' er aus,
Honig und Wermut;
Speise solcher Geschmäcke
Kostete jeder.

Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn,
Als das Schwert von Jemen,
Mit Scharten geschmückt.

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken ohne Ruh.

Jeder war ein Schwert,
Schwertumgürtet,
Aus der Scheide gerissen
Ein glänzender Blitz.

Sie schlürften die Geister des Schlafes;
Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir sie,
Und sie waren dahin.

Rache nahmen wir völlige;
Es entrannen von zwei Stämmen
Gar wenige,
Die wenigsten.

Und hat der Hudseilite
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit seiner Lanze
Die Hudseiliten zerbrach.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten sie ihn,
An schroffen Fels, wo selbst Kamele
Die Klauen zerbrachen.

Als der Morgen ihn da begrüßt',
Am düstern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

Nun aber sind gemordet von mir
Die Hudseiliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
Es selber wird mürbe.

Des Speeres Durst ward gelöscht
Mit erstem Trinken,



Venezianischer Holzschnitt a. d. J. 1492 zu Boccaccios Decamerone

Versagt ward ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

Nun ist der Wein wieder erlaubt,
Der erst versagt war;
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubnis.

Auf Schwert und Spieß
Und aufs Pferd erstreckt ich
Die Vergünstigung,
Das ist nun alles Gemeingut.

Reiche den Becher denn,
O! Sawad Ben Amre:
Denn mein Körper um des Oheims willen
Ist eine große Wunde.

Und den Todes-Kelch
Reichten wir den Hudseiliten,
Dessen Wirkung ist Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudseiliten;
Und du sahest Wölfe,
Denen glänzte das Angesicht.

Die edelsten Geier flogen daher,
Sie schritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten sie steigen.

DIE GOLDENE UHR. EINE SCHIFFER-GESCHICHTE / VON MARTIN ANDERSEN NEXÖ

EINE gute halbe Meile westlich von Pompeji, draußen am Strande, liegt die Hafenstadt Torre Annunziata. Sie hat 30–35000 Einwohner und eine Masse herrenlose Hunde und ist im übrigen wohl die Stadt in der Welt, die am meisten Fliegen hat. Hier in Torre Annunziàta wird der größte Teil der Makkaroni hergestellt, die wir essen; und im Sommer, wenn sie in den schmutzigen Straßen auf langen Stangen zum Trocknen hängen, sind sie ganz schwarz von Fliegen.

Die Stadt ist aus Lavablöcken aufgeführt und ruht auf Lava; die Wurzeln des Vesuvs laufen unter ihr dahin, gerade in den blauen Golf hinaus, wo die unerbittlich scharfe Lava uralten schorfigen Raubvogelkrallen gleicht, die in blaue Seide greifen. Zwei Meilen landeinwärts ragt der Vulkan selber zum Himmel auf – wie ein Schornstein der Hölle, der jederzeit Tod und Vernichtung ausspeien kann. Vielleicht haben die Menschen hier deshalb so heisere, harte Stimmen? Es sind nicht die freundlichsten Einwohner von Italien, die sich um den Vesuv herum ansiedeln – sozusagen im Schatten des Todes.

Während eines mehrmonatigen Aufenthalts in Pompeji – es ist jetzt einige Jahre her – wanderte ich fast jeden Nachmittag gegen Abend nach Torre Annunziàta hinab, um die Sonne über dem Wasser untergehen zu sehn und einen Schimmer von dem lebhaften Treiben zu erhaschen. Die Vorzeit mag gut und schön sein; aber wenn man sich

einen ganzen Tag in den ausgegrabenen Straßen einer toten Stadt aufgehalten hat, sehnt man sich ein wenig nach dem emsigen Metallsang der Gegenwart – just nach dem Tageslärm von der ohrenbetäubenden Art, wie er die Luft um die große Eisengießerei von Torre Annunziàta erfüllt. Die Stadt hat außerdem das beste von allem in der Welt – einen Hafen, wo Schiffe aus aller Herren Länder unaufhörlich kommen und gehen. Nichts ist so erquickend – wenigstens für einen Burschen aus der Provinz – wie der Laut von Ketten und Spillen und der Nebel von Kohlenstaub und die Rufe und die berußten Gesichter – alles das, was man an einem Hafenplatz zu sehen bekommt.

Eines Abends, als ich hier unten war, hörte ich drüben auf der andern Hafenseite jemand ein Lied in meiner Muttersprache singen – ein einfaches Volkslied, das ich seit meiner Kindheit nicht gehört hatte. Triefend von schmachtender Schwermut wurden mir mit breiten Harmonikatönen zwei Zeilen über das mattleuchtende Wasser zugetragen:

„Doch bittre Tränen flossen
um Kirsten und ums Mütterlein . . .“

Der Rest des Textes war nicht zu verstehen; er ging unter in dem kranken Geheul des Schiffshundes.

Ich schlenderte dem Laute nach und kam auf die nördliche Mole hinaus. Ganz draußen lag eine Eisenbrigg, die vom Bollwerk fortgezogen war; sie war schwer beladen und wartete offenbar bloß auf Wind, um in See zu stechen. Es war eine Schute von Fanö. Ein junger Bursche saß auf dem Kombüsendach, ließ die Beine

herabbaumeln und setzte die Abendstimmung in Gesang um; neben sich hatte er den schwarzen Schiffspudel. Der saß da und schaute ihn mit klugen Augen an; und sooft der Bursche einen hohen Ton sang, hielt der Pudel die Schnauze in die Luft und heulte langgedehnt. Dann lachten die Kameraden, die über die Reling gebeugt standen und die Ohrenquallen als Ziel beim Spucken benutzten. Oben auf dem Achterdeck, das vom Abendhimmel voll beleuchtet wurde, ging der Schiffer in Hemdärmeln hin und her und unterhielt sich mit einer Frau, die auf dem Skylight saß und nähte. Der Koch war im Begriff, da oben den Abendtisch zu decken.

Ich rief einen Gruß hinüber, der warm erwidert wurde.

„Kommen Sie doch an Bord!" rief der Schiffer, „dann sollen Sie einen Happen Brot und einen dänischen Schnaps dazu kriegen. Mutter traktiert mit frischgebacknem Roggenbrot. – Friedrich, nimm die Jolle und hol den Herrn herüber!"

Die Treppe war eingezogen und verstaut, ich mußte an einem Tau hinaufklettern; der Schiffer packte mich beim letzten Stück mit der Tatze und hob mich über den Schiffsrand.

„An Bord einer Korvette kommen Sie ja allerdings nicht; aber deshalb sollen Sie doch willkommen sein", sagte er und schüttelte mir die Hand. Es war eine Schute von der guten alten Art, wo alles seine Ordnung hatte; überall war gefegt und reingemacht. Auf den verschalten Luken war das Tauwerk aufgeschichtet. Die hundert Taue und Enden der Takelage durchquerten die Luft in schönster Mannigfaltigkeit. Man hatte Kohlen aus Eng-

land hierhergebracht und wollte jetzt mit Lavablöcken und Bimssteinen nach einem französischen Hafen.

Die Frau des Schiffers war in den Dreißigern. Gleich als ich sie sah, wußte ich, daß sie auf einer der kleinen Inseln südlich von Fünen zu Hause war – dort, wo die richtige „Seemannsbraut" geboren wird, das Weib, das so mild und sanft ist und doch mit dem Ganzen fertig wird, das Boot lenkt und ein Haus baut, Prioritäten in Ordnung bringt und etwas von Aktien versteht – und bei alledem ihre Grübchen und ihr anmutiges Wesen behält. Diese Frau hatte die reine Gesichtsfarbe des Mädchens vom Meere. Sie lachte viel, warm und tief im Halse, so wie die Frauen von Südfünen bis Alsen lachen. Es wunderte mich nicht, daß der Schiffer nach fast zwanzigjähriger Ehe noch immer gehörig in sie verliebt war.

Ganz jung hatten sie geheiratet, wie mans tun soll, wenn man etwas voneinander haben will. Für zweitausend Kronen, für die der Kaufmann daheim die Bürgschaft übernahm, wogegen er seinen Anteil an der Schute bekam, kauften sie ein altes Fahrzeug, einen Schoner, der zum Zusammenhauen verurteilt war; mit dem betrieben sie nun die Schiffahrt auf der Ostsee – nach Deutschland und Schweden. Aus dem Sunde wagten sie sich mit dem Fahrzeug nie hinaus. Die Frau fuhr immer mit und versah ihren Posten, so daß sie nur einen Halbmatrosen zur Hilfe brauchten; und ihr erstes Kind bekam sie an Bord. Erst als sie das zweite erwartete, ging sie ans Land. Und da waren sie schon so weit, daß er eine ordentliche Schute übernehmen konnte. Sie begann sofort wie eine richtige Schifferfrau zu schalten und zu

walten, verkaufte Schiffsanteile, wenn der Mann schlechte Fahrten machte, und kaufte sie zurück, wenn gut gefahren wurde.

„Auf die Art kreuzten wir vorwärts, und eines Sommers, als ich nach Hause kam, hatte sie uns tatsächlich ein neues Haus gebaut – ohne daß ich etwas davon ahnte. Ja, ists nicht eine verdammt starke Dirn!" rief er begeistert aus. „Einmal wär der Junge uns beinah krepiert, ohne daß ich etwas davon erfuhr. Er geriet unter die Räder eines Wagens, dessen Pferde durchgegangen waren; und mehrere Monate lang sahs schlecht um ihn aus, bis er sich entschloß, den Kurs wieder aufzunehmen. Aber m i r wurde kein Sterbenswort davon gesagt – ich hab nichts gewußt. In dem Sommer war viel Schererei mit der Fracht, und da meinte die Madam, man habe sowieso schon genug zu tun und . . . na, aber es gibt doch Dinge, von denen man nicht ausgeschlossen werden will. Tapfer wars trotzdem. Dein Wohl, Mutter!"

Sie lächelte, als sie mit ihm anstieß, hatte aber Tränen in den Augen. Ihre reine Haut glühte stark; und wenn ihr Blick auf ihrem Manne ruhte, brannte er vor heftiger Verliebtheit.

„Jetzt ist Nummer 2 – ein Mädel also – untergebracht, und nun haben wir gemeint, wir sollten die Fahrten aus unsrer Jugend wieder aufnehmen", fuhr der Schiffer fort. „Das war damals eine reizende Zeit; die Jahre dazwischen waren ja nur dazu da, um die Kinder einigermaßen vorwärtszubringen, jetzt ist das geschafft, und übrig ist nichts geblieben; aber wir sind ja beide noch jung und könnens zusammen noch einmal versuchen.

Seestark ist sie wie ein Aal; und wenns auf eine kleine Tour ans Land ankommt, sagt sie nicht nein." Er blinzelte ihr schelmisch zu, wohl in der Erinnerung an irgendein Erlebnis.

„Schade, daß Sie weiterfahren müssen; sonst hätt ich Ihnen ein bißchen die Gegend gezeigt; ich bin gut bekannt hier", sagte ich.

„Ja, da haben Sie recht. Ein wenig haben wir ja gesehn in den zwei Wochen, die wir hier liegen; aber wenn ein Seemann ans Land geht, dann ist das so ähnlich, wie wenn man Haie fischt. Man steckt ein halbes Hinterviertel auf den Haken – und zieht ihn leer wieder herauf. Die Leute dort am Lande werden immer durchtriebner."

Seine Frau schaute ihn an mit Augen, in denen muntre Erinnerung sprudelte, doch er warf ihr einen warnenden Blick zu.

„Sind Sie nicht in Neapel gewesen?" fragte ich. „Das ist doch eine Stadt, die einen Besuch verdient; und es dauert mit dem Zug nur eine halbe Stunde."

Bei dieser Frage brach die Frau des Schiffers in ausgelassenes Lachen aus. Sie nahm die Hand ihres Mannes, wie um die Wirkung abzuwehren, hielt erschrocken inne, sah ihn an – und lachte wieder. Das klare Wasser stand ihr in den Augen; man mußte lachen, wenn man sie nur ansah.

„Na ja," sagte der Schiffer halb ärgerlich, „wenn du dich nicht bezähmen kannst, dann ist es wohl das beste, ich erzähle alles. Eine halbe Melodie hört sich für den dritten Mann nicht besonders amüsant an."

Da sprang sie erschrocken auf und legte von hinten ihre Hände auf seinen Mund; es war erstaunlich, einen wie willensfesten Ausdruck ihr Gesicht auf einmal angenommen hatte. Es handelte sich offenbar um etwas Ernstes, sie lachte jetzt auch nicht mehr; ihre weichen Arme lagen bestrickend um seinen wettergebräunten Hals, und er mußte mit den Augen blinzeln.
Nun ist er fertig, dachte ich, aber im selben Augenblick machte er sich frei. Die beiden rangen eine Weile miteinander, dann zwang er sie neben sich auf die Knie und hielt ihre Hände fest. Sie war flammendrot und sah sehr hübsch aus mit ihrem aufgelösten Haar; die Augen brannten ihm streitbar entgegen. Sooft er anfangen wollte zu erzählen, mühte sie sich immer wieder aufs neue und hinderte ihn daran; diesem Liebesspiel lag offenbar ein Kampf um die Oberhand zugrunde – vielleicht ohne daß sie es selber wußten. Wenn das so war, so blieb e r der Sieger; denn als er erst einmal das erste Wort gesagt hatte, gab sie allen weitern Kampf auf und sank in sich zusammen.
„Gewiß sind wir in Neapel gewesen," begann der Schiffer etwas atemlos, „obendrein drei Tage und Nächte. Das ist ja unser erster Hafen gewesen, seitdem meine Frau bei mir an Bord ist. Da wir sowieso auf die Ladung warten mußten und der Steuermann ein zuverlässiger Bursche ist, beschlossen wir – dies verrückte Menschenkind hier und ich –, eine kleine Hochzeitsreise daraus zu machen. Wir zogen in ein kleines Hotel wie das erste beste neuverheiratete Pärchen, und es ging uns auch ganz großartig, wir waren in Santa Lucia und kauften ein

Korallenhalsband ... und waren auch draußen in dem großen Aquarium.
Am nächsten Tage regnete es, und alles war in fürchterlichen Morast verwandelt. Da faßten wir uns unter und spazierten nach der Galleria Umberto – Sie wissen, die überdeckte Straße mit den prachtvollen Läden.
Als wir auf dem Rückweg sind, kommt da so ein schwarzer Kerl dahergerannt, stellt sich neben mich und umschließt mich halb mit seinem Mantel. Dieser Mantel, in dem der Südländer herumläuft, ist das heimtückischste Bekleidungsstück von der Welt; man weiß nie, was darunter verborgen ist. Und ohne daß jemand es sehen kann, hält mir der Bursche einen Kasten mit Schmuckgegenständen unter die Nase. ‚Kaufen Sie das, Mosjö Engländer!' flüstert er mir ins Ohr. ‚Es soll für jeden Preis verkauft werden.' Damit ist er schon wieder verschwunden, das Ganze ist wie der Blitz gegangen.
‚Das war ein schönes Pflänzchen', sagte ich. Mutter wußte nicht einmal, worum es sich handelte – so schnell hatte sich der Vorgang abgespielt.
Als wir in unser Privathotel zurückkamen und die Treppe hinaufsteigen wollten, gafften uns aus dem Halbdunkel zwei schwarze Augen entgegen – und wieder wars dieser Affe. Ohne weiteres schlug er den Mantel beiseite und präsentierte uns seinen Kasten – diesmal mehr offenkundig. ‚Kaufen Sie's, Mosjö!' sagte er ganz atemlos und ließ seine Augen dabei nach allen Seiten herumwandern, als wäre ihm der Teufel auf den Fersen. ‚Ein Perlenkollier für Madame und eine goldne Uhr für Sie selbst ... zweihundert Francs! Wir sind eine Bande und haben

heut nacht einen guten Coup gemacht. Vor dem Abend müssen wir aus der Stadt sein!'

Daß er ein Spitzbube war, hätte er mir nicht erst zu erzählen brauchen; ich hatte ihn gleich für nichts andres angesehn. Ich liebe es nicht, diesen schwarzen, in Mäntel eingehüllten Banditen auf einem Treppenflur zu begegnen, und stieg geradeswegs die Treppe hinauf; doch die Frauen haben keine Angst, wenn es sich um Putz und Schmuck handelt. Mutter wollte sich die Waren absolut einmal ansehen. ‚Komm!' sagte ich entschieden, ‚du willst uns doch wohl nicht in so etwas hineinziehen?'

‚Vom bloßen Ansehen kann man doch wohl keinen Schaden erleiden' war alles, was sie mir erwiderte. Sie ließ sich ruhig Zeit. Glücklicherweise hörten wir dann jemand, und der Patron machte, daß er wegkam.

‚Es ist doch eigentlich unglaublich frech von ihm, uns so etwas anzubieten', sagte meine Frau auf dem Wege zu unserm Zimmer. ‚Er verdiente, daß man ihn anzeigte.'

‚Kümmern wir uns lieber nur um uns, und lassen wir die Finger davon', war meine Antwort.

‚I, natürlich ... aber so ein Kerl ist nichts andres wert. Und nun rennt er mit dem prachtvollen Perlenhalsband herum! Es würde gerade der Anneliese passen!'

‚Du meinst wohl eher: dir selbst?' sagte ich scherzend. Denn es gelangt ja nicht alles bis zu unserm Mädchen; Mutter verschmäht den Staat auch nicht.

‚Ja, es würde auch wunderschön an meinen Hals passen', erwiderte sie mir keck.

Aber da wurde ich ein bißchen ärgerlich; denn ich hatte mir selber mein ganzes Leben lang nichts gegönnt und

mich stets mit einer ganz alten Knarre von Uhr begnügt. Da kam es mir doch sonderbar vor, daß sie fortwährend nur von dem Halsband sprach und die Uhr gar nicht erwähnte. Und ists nicht lächerlich: zwei so gute Freunde wie wir wären sich beinah in die Haare geraten wegen dieser Diebessachen, die wir um alles in der Welt nicht hätten besitzen mögen, wenn es draufangekommen wäre.
Dann frühstückten wir, aber die gute Laune wollte sich nicht wieder einfinden; und plötzlich sehe ich, wie das große Kind dasitzt und ganz still vor sich hinflennt. Wir Seeleute lieben vor allem das Wasser, das unterm Kiel unsres Fahrzeugs fließt; und ich beeile mich, sie wieder munter zu kriegen. ‚Ich will dir bloß sagen, daß du mir unrecht tust', meint sie dann, als ich schließlich das Leck verstopft habe. Und sehen Sie, dann erzählt sie mir das Allerhübscheste, was ich je gehört habe. Da haben sie und die Kinder für eine goldne Uhr, die ich kriegen sollte, gespart und gespart – zweimal sogar; und jedesmal, wenn sie die Summe beinah beisammen hatten, war irgend was dazwischen gekommen, und das Geld war verbraucht worden. Das eine Mal war ich selber schuld, weil ich Havarie erlitten hatte und an Mutter schreiben mußte, sie solle mir Bargeld schicken. – – –
‚Ich bin ein großer Schlingel, mein Mädchen, da hast du meine Hand drauf!' sage ich. ‚Aber willst du mir trotzdem einen Kuß geben, so werd ichs dir nie vergessen.' So sagt ich zu ihr, und wir faßten uns unter und spazierten hin, um uns das Nationalmuseum ein wenig anzusehen, das Sie ja auch wohl kennen.
Kaum waren wir auf der Straße, als uns der Bandit wieder

auf den Fersen war. Er lief, bis er uns erreicht hatte, hielt uns seine Schmucksachen ein bißchen vor die Augen und eilte dann weiter, als ob niemand uns nebeneinander sehen dürfe. So trieb er es eine ganze Zeitlang. Die Sache ging mir denn doch über den Spaß, und ich rannte zweimal gegen ihn, so daß er in den Rinnstein gedrängt wurde – um ihm auf anständige Art zu verstehen zu geben, daß er seiner Wege gehen solle. Jedesmal, wenn ich ihn gestoßen hatte, nahm er den Hut ab und bat mich nett um Verzeihung. Meine Frau amüsierte sich nicht schlecht, aber ich wurde mit der Zeit wütend.
‚Zum Henker, sollte man denn so einen Bengel wirklich nicht abschütteln können!' sagte ich und rief einen Wagen an; als wir aber eingestiegen waren, kletterte der Bursche ganz gemütlich zum Kutscher auf den Bock.
‚Es ist mein Bruder', erklärte uns der Kutscher. ‚Er will bloß nach dem Museum fahren, um die Engländer herumzuführen!' Alles Protestieren half nichts. Das Gesindel hängt ja wie die Kletten zusammen. Der Schlingel selber sagte nichts, sondern machte nur ein höfliches Gesicht; und als wir ein Ende gefahren waren, schob er den Kasten zuvorkommend zu uns auf das Wagenkissen herab und begann seine Lektion von vorn, als ob er und wir vorher nie etwas miteinander zu tun gehabt hätten.
Ich bin ja ein gut Teil in Italien herumgekommen und hab nach und nach die Sprache erlernt . . ., und wie man mit den schwarzen Halunken umzugehn hat, weiß man schließlich auch. Sehen Sie, zornig werden hat gar keinen Zweck, dann machen sie sich bloß über einen lustig. Man muß ganz gelassen bleiben. Aber amüsant wars ja nicht,

in einer offnen Droschke durch die Stadt zu fahren und dabei einen Kasten mit Diebesbeute mit im Wagen zu haben. Und die Augen bei sich zu behalten, war auch nicht leicht. ‚Nimm die Gucklöcher in acht, Mutter!' warnte ich, denn ich merkte ja an mir selber, daß es nicht gesund war, den Staat zu betrachten. Sie können mich mitten durchreißen und mich mit den verkehrten Enden wieder zusammenspleißen, wenn nicht überall in der Luft vor mir goldne Uhren herumbaumelten, wohin ich auch die Augen drehen mochte.

Ich war eigentlich auf einen letzten Angriff beim Museum gefaßt gewesen, aber der Bursche öffnete uns die Wagentür und half uns beim Aussteigen, ohne einen neuen Versuch zu machen, mit uns handelseinig zu werden. Er hielt seinen Arm ausgestreckt, so daß meine Frau sich darauf stützen konnte, als sie aus dem Wagen stieg; und das war sehr tüchtig von ihm, denn seine Hände waren ja nicht gerade sauber. Und dann zog er den Hut und bedankte sich vielmals für die Fahrt. ‚Da haben wir ihn trotz alledem abblitzen lassen', sagte ich, während wir die große Steintreppe hinaufstiegen. Und wir waren uns darin einig: was man auch sonst von ihm sagen konnte, Lebensart hatte er!

Es wurde nicht viel aus der Kunstbetrachtung da drinnen. Man versteht ja sowieso wenig davon, und an dem Tag war es ganz verkehrt. ‚Ich glaube, der Kerl hat mir den Kopf verdreht', sagte ich. Mir war zumut, als hätte ich in der Nacht meine Koje voller Moskitos gehabt und deshalb nicht schlafen können; jedesmal, wenn in der Nähe jemand seine Uhr hervorzog, mußte ich hinüber-

schielen, um zu sehen, ob es eine goldene sei. Und heutzutage sind ja fast alle anständigen Uhren von Gold. Ich wurde geradezu schläfrig von dem Umhergehen; und wir beschlossen, nach Hause zu fahren.
Aber draußen nahm uns wahrhaftig die Teufelei wieder in Empfang – wie ein guter alter Freund. Man hätte glauben sollen, daß der Kerl Gedanken lesen konnte, denn er verzichtete jetzt auf alles übrige und verlegte sich einzig und allein auf die Uhr. Ein feines Werk war es, doppelkapslig, vierzehn Karat . . . Stempel und alles war in Ordnung. ‚Fünfzig Francs!' – ‚Scher dich fort!' rief ich und wiederholte es in einem fort, denn ich merkte, daß die Sache brenzlich wurde. Und sooft ich mein ‚Scher dich fort!' brüllte, ging er prompt um zehn Francs herunter. Zuletzt war er bei zwanzig angelangt.
Na, ich bin nicht tugendhafter, als die Leute meistens sind; aber darum läßt man sich ja doch nicht auf einen Handel um Diebesbeute ein. Und Sie mögen mich in Teer tauchen und mich anstecken, wenn ich begreife, wie ich damals auf die verkehrte Seite geraten bin. Aber da stand ich nun wirklich mit der Uhr in der Hand; und als ich mich umsehen wollte, war der Spitzbube verschwunden.
‚Nun bist du billig zu einer goldnen Uhr gekommen, Vater!' sagte die Madam dort ganz vergnügt. Und glauben Sie, daß sie auch nur mit den Wimpern zuckte? Aber das ist das, was ich sagen will: wenn das Herz und dergleichen mitspielt, sind die Frauen besser als wir . . . aber in der Moral? Was meinst du, Mutter?"
Seine Frau lächelte bloß. Sie hatte während der ganzen Er-

zählung das Kinn in die Hände gestützt, schwieg und hielt ihren warmen Blick unverwandt auf seinen Mund gerichtet, als bereite ihr das ganze Erlebnis von neuem Genuß.

„Ich war sehr ärgerlich, verstehen Sie. In kurzer Zeit wurde der Patron vielleicht gar noch verhaftet, und dann wurden wir als Hehler in die Geschichte verwickelt.

‚Ich glaube, ich werfe die Uhr in eine Kloake', sagte ich.

‚Nein, laß mich sie lieber verwahren', antwortete mir meine Frau und steckte sie auf die Brust. ‚Eine Dame wird man nicht untersuchen.'

‚Da irrst du dich wohl, Mädchen, wenn ich die Italiener richtig kenne', sagte ich. ‚Und wenn sie zudringlich zu dir werden, dann steh ich für nichts ein.'

Im Grunde sind diese ganzen Gewissensbisse ja was Wunderliches – und eine abscheuliche Krankheit, mit der man behaftet ist. Sooft jemand hinter mir war, zuckte ich zusammen, und dann stieß meine Frau regelmäßig einen Schrei aus. Sie war sich allmählich über die Situation klar geworden.

Als wir nach Hause kamen und die Tür verschlossen hatten, verzog sich der Schrecken ein wenig. Wir holten die Uhr hervor, und sie war wirklich prachtvoll. Es ist ja immer das reine Fest, Gold in der Hand zu halten. Von der Körperwärme war sie ein bißchen angelaufen, und Mutter suchte ein Stück Flanell heraus, um sie zu putzen. Alles andre hinterlasse Schrammen, behauptete sie. Dann verwahrte sie sie wieder auf der Brust, und wir gingen hinunter und aßen zu Abend. ‚Leg sie doch lieber unten in den Koffer', sagte ich; aber sie meinte, edle Metalle müßten ebenso wie Perlen eigentlich auf

dem bloßen Körper getragen werden; das Gold fühle sich ganz lebendig und warm an auf der Haut, erklärte sie. Sie wolle Gold von jedem andern Metall unterscheiden, wenn sie es auf dem Körper trüge.

Am Abend blieben wir zu Hause und bastelten mit der Uhr, ließen sie schlagen und was der Spielereien mehr waren. ‚Einerlei,' sagte ich schließlich, ‚es war schlecht von uns, Mutter!'

‚Ja,' meinte sie, ‚das war es. Aber wir wollen uns damit trösten, daß sonst ein andrer die Uhr gekauft hätte.'

‚Und hoffentlich ist der arme Juwelier versichert gewesen. Übrigens ist es doch sonderbar, daß keine Silbe von dem Einbruch in der Zeitung gestanden hat. Aber morgen früh gehen wir jedenfalls auf die Schute zurück.'

Des Morgens ist man ja nüchterner, und ich hatte die größte Lust, die Uhr bei der Polizei abzuliefern – wenn ich die Sache von der einen Seite ansah. Aber wie sollte man seinen eignen Anteil an der Geschichte begründen? Wir rollten also zum Bahnhof. Und wen, was glauben Sie wohl, sahen wir unter den Reisenden herumschnüffeln? ‚Er ist also noch nicht festgenommen', sagte ich, und schleunigst stiegen wir aus unsrer Droschke aus; aber sobald der Bursche mich erblickte, ergriff er das Hasenpanier.

Als wir an Bord waren, verschwand Mutter unten in der Kajüte. Ich wußte wohl, warum sie es so eilig hatte, mußte aber erst allerhand in Augenschein nehmen. Wir hatten angefangen zu laden, und der Steuermann hatte das Ganze großartig geordnet. Aber da kam Madam auf einmal auf die Kajütentreppe und gab mir ein Zeichen.

‚Ich weiß nicht, was das mit meiner Haut ist,' sagte sie ganz unglücklich, ‚aber die Uhr ist fast schwarz.' Sie hatte ihre Putzsachen hervorgeholt.

‚Das wird schon wieder verfliegen,' meinte ich; ‚aber vielleicht wäre es klug, es einmal mit Putzpomade zu versuchen.'

Mutter rieb und putzte denn nun auch nach Kräften, während ich in der Kajüte umherging und mich wieder einmal so recht zu Hause fühlte. Aber plötzlich hörte ich einen wunderlichen Laut; und als ich mich umdrehte, da lag sie meiner Seel überm Tisch und pumpte Wasser rauf.

‚Was ist denn nun los, Mädchen?' fragte ich und richtete sie ein wenig auf.

‚Ach, die Uhr, die Uhr!' wiederholte sie in einem fort und sah mich an mit den traurigsten Augen von der Welt, aus denen das Wasser nur so herabfloß.

Ich betrachtete mir nun also die Uhr und war nahe daran, laut herauszuplatzen, denn Mutter hatte in aller Gemütsruhe mit ihrem Putzlappen das Gold abgewischt, und nun glänzte überall das rote Eisenblech durch. ‚Du hättest mir keinen größeren Dienst erweisen können', sagte ich und küßte sie mitten auf ihr plätschnasses Gesicht. ‚Nun bin ich wenigstens kein Hehler mehr.' Da lächelte sie ja ein wenig."

„Das ist nun schon die dritte goldene Uhr,' sagte sie und lachte ganz wehleidig, ‚aber die beiden andern waren echt."

„Hier können Sie übrigens den Plunder sehen; er kostet $2^1/_2$ Francs in den Ramschläden. Es ist also ein ganz gutes Geschäft. Aber was geben Sie mir für die Frech-



Delacroix: Lithographie zum Faust

heit? – – Na, es ist am besten, wenn Mutter sie wiederbekommt; sie kann sie auf dem Herzen nicht lange entbehren. Es ist nicht so einfach, wenn man erst einmal Geschmack am Golde gefunden hat!‘
Bei diesen Worten blinzelte er seiner Frau neckisch zu. Und sie erwiderte glücklich lächelnd seinen Blick.

Einzige berechtigte Übertragung von Hermann Kiy.

SPINOZAS BERUFUNG NACH HEIDELBERG

IM Jahre 1673 ließ Karl Ludwig von der Pfalz Spinoza in folgendem Briefe eine Professur an der Universität Heidelberg antragen:

Dem scharfsinnigen und berühmten
Benedictus de Spinoza
J. Ludovicus Fabritius

Sehr berühmter Mann

Ich erfülle den Auftrag, den mir der erhabene Fürst der Pfalz, mein allergnädigster Herr, gegeben hat, Dir, der mir bisher unbekannt, dem durchlauchtigsten Fürsten aber warm empfohlen war, zu schreiben und Dich zu fragen, ob Du geneigt wärst, in seiner berühmten Akademie die ordentliche Professur für Philosophie zu übernehmen. Du wirst das Gehalt bekommen, das die ordentlichen Professoren jetzt zu erhalten pflegen. Nirgends wirst Du einen Fürsten finden, der hervorragenden Geistern, und zu denen zählt er Dich, wohlgeneigter ist. Du wirst die weiteste Freiheit im Philosophieren haben, da er überzeugt ist, daß Du sie nicht mißbrauchen wirst, die staat-

liche Religion anzugreifen. Ich konnte nicht anders, als dem Auftrage des weisen Fürsten gehorchen. Darum bitte ich Dich dringend, mir so schnell wie möglich zu antworten und Deine Antwort an mich entweder durch den Residenten meines erlauchten Fürsten zu Grafenhag, Dr. Grotius, oder den Dr. Gilles van der Hek in dem Briefbündel, das dem Hofe übermittelt wird, schicken lassen zu wollen, oder irgendeine andere Gelegenheit zu benutzen, die Dir am geeignetsten erscheint. Das Eine noch möchte ich hinzufügen, daß Du hier, wenn Du herkämest, ein eines Philosophen würdiges und angenehmes Leben führen würdest, wenn nicht alles anders kommt, als wir hoffen und glauben. Damit lebe wohl und sei gegrüßt

hochberühmter Mann,
von dem Deinen Namen sehr verehrenden
J. Ludovicus Fabritius,
Prof. an der Universität Heidelberg
und Rat des Fürsten der Pfalz.

Heidelberg, 16. Februar 1673.

Spinoza antwortete:

Dem hochangesehenen edlen Herrn
Dr. J. Ludovicus Fabritius
Professor an der Universität Heidelberg
und Rat des Fürsten der Pfalz,
Benedictus de Spinoza.

Verehrungswürdiger Herr!

Wenn ich jemals Neigung gehabt hätte, ein Lehramt irgendeiner Art zu übernehmen, so hätte ich mir nur das

wünschen können, das mir von dem erlauchten Fürsten der Pfalz durch Dich angeboten wird, zumal der Freiheit des Philosophierens wegen, deren der gnädigste Fürst mich zu würdigen für recht hält; um ganz davon zu schweigen, daß ich schon längst den Wunsch hegte, unter der Herrschaft eines Fürsten zu leben, dessen Weisheit alle bewundern. Da ich aber niemals im Sinne hatte, öffentlich zu lehren, kann ich mich durchaus nicht entschließen, diese vortreffliche Gelegenheit zu ergreifen, solange ich mir auch den Vorschlag überlegt habe. Zunächst nämlich glaube ich, daß ich doch nachlassen würde, die Philosophie zu fördern, wenn ich mir die Zeit nehmen würde, die Jugend zu belehren. – Dann glaube ich, daß ich es nicht entscheiden könnte, welche Grenzen jene Freiheit des Philosophierens einhalten möchte, damit ich nicht in den Verdacht käme, die öffentliche Religionsanschauung zu verwirren: denn die Streitigkeiten kommen nicht so sehr aus heißem Bemühen um die Religion, als aus den verschiedenen Affekten der Menschen und ihrem Eifer zu widersprechen, wodurch sie alles, wenn es auch recht gesagt ist, schlechtzumachen und zu verdammen pflegen. – Und da ich das schon erfahren mußte, als ich ein privates und einsames Leben führte, muß ich es viel mehr noch fürchten, wenn ich so hohe Stufen der Würde erreichen würde. Du siehst daher, hochverehrter Mann, daß es mir nicht um ein besseres Los geht, sondern daß ich aus Liebe zur Ruhe, die ich mir auf jede Weise zu verschaffen suche, mich von öffentlicher Lehre fernhalte. Darum bitte ich Dich inständigst, Deinen erhabenen Fürsten zu ersuchen, er möge mir erlauben, weiter diese Dinge zu überdenken

und fortzufahren, die Gunst eines so gütigen Fürsten seinem ergebensten Verehrer weiter zu erhalten, um Dir noch tiefer zu verpflichten,

hochedler und verehrter Herr,
Deinen
Benedictus de Spinoza.

Grafenhag, den 30. März 1673.

Aus dem Lateinischen von Max Brahn.

SELIGE GEWISSHEIT / VON HANS CAROSSA

Ja, du bist Welle vom frühesten Licht,
Hast ein Erdenkleid genommen,
Bist in eine Welt gekommen.
Glaub an die Heimat! Betrübe dich nicht!

Glaub an die Heimat! Sie ist überall.
Schwarze Kohle wird heller Kristall,
Vom Strahle des Geistes getroffen.
Der Weg zum Ursprung, noch steht er uns offen.
Liebende flochten die magische Leiter,
Immer liebender wage dich weiter
Bis zu der letzten Sprosse hinan,
Wo dich ergreift der unendliche Bann!
Wenn die Seele dann herrlich erschrickt
Vor Abgründen, in die kein Ahne geblickt, –
Stürze hinab! Geheiligt dein Fall, –
Heimat umleuchtet dich bald überall . . .





Holzschnitte zu altdeutschen Legenden aus dem Lübecker Passional von 1492.

DER IRDISCHE / VON RUDOLF G. BINDING

I

Ihr, in eurem Tag Befangnen,
sitzet nächtlich vor den Türen,
sehnend, etwas zu verspüren
von dem ewig euch Verhangnen.

Einem Wölkchen, halb verwehend
schon vorm Mond, nun schon zerflossen,
hängt ihr nach wie Traumgenossen
und vergeht, mit ihm vergehend.

Täglich stirbt von euren Firnen
einer Hoffnung Sonnenschimmer:
doch ins Dunkle starrt ihr immer
nach den rettenden Gestirnen.

Wißt ihr nichts vom Fluch der Fernen,
der da trifft den Erdvergeßnen?
Sagt, was sucht ihr Blindvermeßnen
in den Wolken, in den Sternen?

II

Jener Welten müde Glückseligkeiten
füllen das Lächeln derer, die müde sind.
Doch wem das Leben
ein ewiger Morgen der Kraft ist,
solcher reißt diese Erde
als eine Geliebte ans Herz.

Leuchtend setzt seine Kraft er gegen die Männliche,
die seinen Schweiß saugt,
sein Blut trinkt
und dennoch ihn liebt.

Wohl blickt auch er
auf zu den Sternen.
Aber er grüßt,
ein Gleicher,
sie alle und darf ihrer nicht.

Lächelnd hebt er sein Schicksal
selber vom Weg auf,
und leichtschreitend
trägt ers dahin
wie eine Feder am Hut.

III

Hauch der abendstillen Fluren,
Rauch der Heimat, Flüstergruß
einer Mutter, alle Spuren
eines liebgewordnen Muß,

Kenn euch wohl; doch in den Ohren
ein verwunschenes Lied mir liegt:
„Dorten wardst du nicht geboren,
dorten wardst du nur gewiegt.“

IV

Herd und Heimat mag betrauern,
wer da lag in ihren Ketten;

doch ihr sollt mich nicht bedauern,
den die Enge nicht kann betten.

Denn ich tausche, Vielbeschwerte,
nimmer mit euch Land und Stand:
Meine Mutter ist die Erde
und mein Vater unbekannt.

Überwundene Gefühle
sind die Besten meiner Freunde,
und mein göttlichster Gespiele
ist ein Gott, den ich verneinte.

V

Und wär es selbst, daß unterm Joch ich streife
eines Geistes, den ich nicht begreife;
der mich jagt zum Ewig-Unbekannten,
als dem mir Geschwisterlich-Verwandten:

Sei's zufrieden, Geist! Denn, Geist, ich pfiffe
auf dich, Geist, sobald ich dich begriffe.

TANZ DER GREISE UND GREISINNEN / VON ÉMILE VERHAEREN

„Ihr Pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!
Der alte Tod ging überland.

Nun kommt die reiche Sommerszeit,
Die golden Euch das Herz erneut.

Die Fieberfröste, dumpf und träg,
Küßt sie Euch von den Lippen weg,

Und blank, im Schweigen feierlich,
Neigt über Euch der Himmel sich.

Der alte Tod ging überland,
Ihr Pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!" –

– „Ach! Ach! Wir sind zu ungeschickt,
Die Beine steif und gichtgezwickt,

Es tut uns weh, wenn grell das Licht
In die entwöhnten Augen sticht.

O! Stirn und Arme, sie sind schon
Den langen Jammer so gewohnt,

Daß unser Herz, müd und verbraucht,
Schon längst nicht mehr zu Freude taugt.

Ach! Ach! Wir sind zu ungeschickt,
Die Beine steif und gichtgezwickt." –

– „Vor Eurem Haus, im Gartel, seht,
Wie warm der Wind durchs Blattwerk geht!

Selbst dort im Schatten spinnt noch grün
Der Efeu auf die Mauern hin.

Am hundertjährigen Rosenstrauch,
Brachen drei späte Rosen auf.

Und dort vom Wegkreuz winkt das Blühn
Wie Hände freundlich zu Euch hin.

Vor Eurem Haus, im Gartel, seht,
Wie warm der Wind durchs Blattwerk geht!" –

– „Gern wir uns ein paar Rosen pflückten,
Daß sie uns die Erinnerung schmückten,

Und wärs nur eine, jung und schlicht,
Die man sich selbst vom Aste bricht.

Und – ach! – wie gerne, Schritt vor Schritt
Schleppt einer sich den andern mit,

Daß selbst man jeden Morgen sieht,
Wieviel der Phlox neu aufgeblüht.

Gern wir uns ein paar Rosen pflückten,
Daß sie uns die Erinnerung schmückten." –

– „Doch seid Ihr bei den Buchen dort,
Tut auf das Tor, geht weiter fort,

Geht querfeldein; dort ist kein Pfad,
Der für Euch nicht Erinnern hat.

Der nahen Türme Glockenspiel
Sagt Euch, den alten Freunden, viel,

Und einer klingt (er ist nicht weit)
Von dort, wo Ihr geboren seid.

Drum, seid Ihr bei den Buchen dort,
Tut auf das Tor, geht weiter fort." –

– „Ach, sehn wir Hügel und Heim nur mal,
Ist schon vergangen unsre Qual.

Mit jedem Stein an unserm Haus
Tauschen wir Rede und Antwort aus,

Mit Aschenspreu, im Herd verweht,
Dem Wandschrank, der seit einstens steht,

Mit Bett und Stuhl, schief und geflickt,
Mit der Jungfrau, die vom Schreine blickt.

Ach, sehn wir Hügel und Heim nur mal,
Ist schon vorüber alle Qual." –

– „So horcht denn auf: 's ist Kermesfest,
Das Kopf und Beine springen läßt.

Mit Hall und Schall im Schwunge stapft
Dort Tochter, Sohn und Schwiegerschaft.

Der Felder goldne Gerste quillt
Als Bier in Krüge hochgefüllt,

Und daß man trinke, wie's einst Schwung,
Erharrn sie, Alte, Euern Trunk.

So horcht denn auf: 's ist Kermesfest,
Das Kopf und Beine springen läßt." –

– „O sagt, wie tanzten wir, ohn'dem,
Daß man uns all für Narren nähm?

Ja, einst! Wie toll war da der Spaß,
Wie wild die Lust, wie groß ein Glas!

Von Geig und Klarinett, ach, wie
So anders klang die Melodie!

Das waren Lieder, schön und süß,
Als ob das Herz sie klingen ließ.

Ach sagt, wie tanzten wir, ohn'dem,
Daß man uns all für Narren nähm?" –

– „Ihr Pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!
Der alte Tod ist überland.

Was tuts, daß heut der Fiedelbauch
Ein andres brummt, als einstens Brauch?

Die alte Lust, die Leben heißt,
Entflammt uns allzeit Kraft und Geist.

Glüht nur ein Funke Hoffnung wo,
Das Herz flammt auf und macht uns froh.

Der alte Tod ging überland,
Drum Pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!"

Deutsche Nachdichtung von Stefan Zweig.

ÜBERM GEWITTER / VON HANS CAROSSA

Der Nebel naht, schon bin ich eingetrunken.
Der Bach, noch stürzend wie durch Feuerspindeln,
Der letzten Hütten glühende Bronzeschindeln,
Was irgend Licht gibt, löschend ists entsunken.

Ein helles Summen schwingt in kalter Schwüle.
Grau träumt mich an ein Paar verirrter Ziegen,
Die meinem Tritt unschlüssig nachgestiegen.
Granite zittern unter mir, ich fühle

den zartsten Halm Gewitterkeime tragen.
Doch ein Entzücken lehrt mich, den Gewalten,
die mich umwachsen, starke Wage halten, –
da wird wie Tuch der Dunst zurückgeschlagen.

Schroff-morschem Hang find ich mich nahgehoben.
Und über finsterm, laut umhalltem Grunde
zieht sonder Zagen seine sichre Runde
ein brauner Geier, grell beglänzt von oben.

AUS DEN SÄTZEN DES JOGHI / VON RUDOLF KASSNER

Die Art hat ihre Schönheit in sich, das Individuum seine im Spiegel.

Gott fing mit dem Anfang an, ich fange mit dem Ende an. Das Ende ist meine Schwäche, der Anfang ist Stärke, und so beginne ich stets mit meiner Schwäche. Gott begann mit der Stärke . . .

Die Angst ist der Nullpunkt zwischen Gut und Böse.

Einem Menschen, der fortwährend sich selber ausweicht, bleibt schließlich nichts anderes übrig als der Gemeinplatz.

Das Glück ist das Genie der Zahl.

Die einen sind Spiegel, und so bleiben die Dinge bewahrt, die anderen sind gerührt, und so gehen die Dinge wieder verloren.

Eitelkeit ist Mangel an Vision.

Es gibt keine Bilanz in der Ewigkeit, dort ist nur Schöpfung und Dasein.

Man kann vom Kleinen wohl nichts anderes sagen, als daß es fort abbricht und darum ohne Maß ist.

Richtig ist nicht der Arme und nicht der Reiche, richtig ist, wer eindringt.

Nur der Leidende ist unverantwortlich, und es gibt keine subtilere Art sich der Verantwortung zu entziehen als durch das Leiden.

Masken leben von außen, Masken haben Hunger und Durst und die Liebe von außen.

Ein Snob ist ein Mensch, der seine Hintergedanken vorne hat.

Bedeutende Menschen haben ihren Beruf oft verfehlt, große niemals.

Sich schwach fühlen, unendlich schwach, und nirgends Widerstand und Stärke spüren, ist ein gottloser Zustand.

Der Sinn des Opfernden ist das Außerordentliche, das Unerhörte, das Eine ...

Die Vorsehung ist doch nichts anderes als umgekehrte Routine.

Kultur heißt wohl nichts anderes als durch das Wort das Wort, durch die Tat die Tat loswerden.

Die Heuchelei ist die letzte Position des Gerechten. Mit ihr muß er sich verloren geben.

Nur dadurch, daß wir uns nicht vergleichen, sondern das auszusprechen suchen, was ist, erweisen wir unsere Verwandtschaft mit den Gestirnen.

Die Lehre ist stets Ausdruck und Ergebnis eines Seins, und so kann es nur dort große Lehrer geben, wo die Vorstellung von einem Sein mächtig und wirksam ist.

HUGO VON HOFMANNSTHAL
AUS DER OPER ARIADNE AUF NAXOS

LIEDCHEN DES HARLEKIN

Lieben, Hassen, Hoffen, Zagen,
alle Lust und alle Qual,
alles kann ein Herz ertragen
einmal um das andere Mal.

Aber weder Lust noch Schmerzen,
abgestorben auch der Pein,
das ist tödlich deinem Herzen,
und so darfst du mir nicht sein!

Mußt dich aus dem Dunkel heben,
wär es auch um neue Qual;
leben mußt du, liebes Leben,
leben noch dies eine Mal!

REZITATIV UND ARIE DER ZERBINETTA

Prinzessin, hören Sie mich an – nicht Sie allein,
wir alle – ach, wir alle – was Ihr Herz erstarrt,
wo ist die Frau, die es nicht durchgelitten hätte?

Verlassen! in Verzweiflung! ausgesetzt!
Ach, solcher wüsten Inseln sind unzählige
auch mitten unter Menschen, ich – ich selber,
ich habe ihrer mehrere bewohnet –
und habe nicht gelernt, die Männer zu verfluchen.

Treulos – sie sinds!
ungeheuer, ohne Grenzen!
eine kurze Nacht,
ein hastiger Tag,
ein Wehen der Luft,
ein fließender Blick
verwandelt ihr Herz!
Aber sind denn wir gefeit
gegen die grausamen, – entzückenden
die unbegreiflichen Verwandlungen?

Noch glaub ich dem einen ganz mich gehörend,
noch mein ich mir selber so sicher zu sein,
da mischt sich im Herzen leise betörend
schon einer niegekosteten Freiheit,

schon einer neuen verstohlenen Liebe
schweifendes freches Gefühle sich ein!

Noch bin ich wahr, und doch ist es gelogen,
ich halte mich treu und bin schon schlecht,
mit falschen Gewichten wird alles gewogen –
und halb mich wissend und halb im Taumel
betrüg ich ihn endlich und lieb ihn noch recht!
Ja, halb mich wissend und halb im Taumel,
betrüge ich endlich und liebe noch recht!

So war es mit Pagliazzo
und mit Mezzetin!
dann war es Cavicchio,
dann Burattin!
dann Pasquariello!
Ach und zuweilen,
will es mir scheinen,
waren es zwei!
Doch niemals Launen,
immer ein Müssen!
immer ein neues
beklommenes Staunen:
daß ein Herz so gar sich selber,
gar sich selber nicht versteht.

Als ein Gott kam jeder gegangen,
und sein Schritt schon machte mich stumm;
küßte er mir Stirn und Wangen,
war ich von dem Gott gefangen
und gewandelt um und um!

Als ein Gott kam jeder gegangen,
jeder wandelte mich um;
küßte er mir Mund und Wangen;
hingegeben war ich stumm!
hingegeben war ich stumm!
hingegeben war ich stumm!
Kam der neue Gott gegangen,
hingegeben war ich stumm!

LIED DES BACCHUS

Circe, kannst du mich hören?
Du hast mir fast nichts getan –
Doch die dir ganz gehören,
Was tust du denen an?

Circe, ich konnte fliehen –
Sieh, ich kann lächeln und ruhn
Circe, was war dein Wille
an mir zu tun?

Doch da ich unverwandelt
von dir gegangen bin,
was haften die schwülen Gefühle
an dem benommenen Sinn?

Als wär ich, von schläfernden Kräutern
betäubt, ein Waldestier!
Circe, was du nicht durftest –
geschieht es doch an mir?

DIE RIESIN / VON KARL VOLLMOELLER

I

Ihr Rückgrat maß die Länge einer Straße,
Ihr Brustkorb hielt die Häuser einer Stadt . . . .
– Ein schwärzlich Keimgebild auf rauhem Blatt,
Wuchs sie im Spiel der Kreis und Winkelmaße,

Nächtlich bebrütet von den giftig hellen
Quecksilberröhren, weiß auf blauem Grund,
Und langsam aus der Fläche in das Rund
Von ragenden Gerüsten und Modellen.

Sie lag und ward und wuchs in dumpfem Dämmern
Mit Halm und Baum und Frucht der grünen Insel.
Und nimmer schwieg das reibende Gewinsel
Der tausend Bohrer und gehetztes Hämmern.

Durch ihre Träume zog der saure Rauch
Der offnen Feuer, heulte laut die Fräse,
Keuchten die Bälge, zischte das Gefauch
Und grüne Glut der Sauerstoffgebläse.

– Sie wuchs und schlief. Und rings auf nächtigen Gleisen
Fuhr gälische Kohle ihr und wälisches Erz,
Kupfer von Utah, weiches schwedisches Eisen.
Sie schlief und wuchs: noch schwieg das große Herz,

Vierfach geteilt mit starrenden Lamellen.
Noch war kein Atem in den Kesselflanken,
Noch ruhten die vier blankgeschliffnen Wellen –
Doch schon für den elektrischen Gedanken

Lief im besponnenen Kupfer dünne Fährte,
Und tief in Stahl und Bronze herrschte stumm
Der Geist des Phosphors und geheime Härte
Von Wolfram, Nickel und Vanadium.

– Sie lag und wuchs, einsam wie alle Riesen,
Stumpf wie der Nebel, grau wie der Atlant,
Und schlürfte träg das Salz der feuchten Brisen.
Nur Nachts zuweilen scholl ihr zum Diskant

Des Sturms die tiefe Brandung wie ein frommer,
Tröstlicher Chor verwandter Riesenkinder . . .
Sie lag und schlief zwei kühle irische Sommer.
Sie schlief und wuchs zwei laue irische Winter.

II

Dann war ein Tag mit Frühlingsglanz und Fahnen.
– Sie bebte blind, wie Gletscherstürze zittern
Im Föhn. Sie ahnte, wie Lawinen ahnen . . .
Und glitt in dunklem Drang durch Bruch und Splittern

Ins bräutlich blasse morgenliche Meer
Und sah das Licht und hielt – wie in Erbarmung,
Denn sie begriff mit plötzlicher Verarmung
Die Kleinheit alles Wesens tief umher

Und daß die sklavischen Schlepper, Bagger, Fähren,
Die Kohlenleichter, Funkenrauch-umknistert,
Nie die erträumten Spielgenossen wären,
Ihr ewig fern und dennoch heut verschwistert

Sie warf den Bug. Das niedrige Gewimmel
Auf Bau und Brücken ward sie kaum gewahr
Wie einen dunkeln Schorf und trüben Schimmel –
Sie wußte nun, daß es ihr Schicksal war,

Einsam und herrisch in den Raum zu stoßen.
Schon grub sie grün und silbern ihre Spur,
Wie ein Versprengter jener Urweltgroßen
Aus den versunknen Wäldern im Silur,

Die jetzt als Feuerseele in ihr lohten:
Als Brand auf dreißig wilden Flammenherden,
Als Kraft von ihren siebzigtausend Pferden,
Als Lust von ihren vierundzwanzig Knoten.

– Sie raste, weil es ihr Geschick zu rasen,
Und wie der Erdball selbst im Raume rast:
Blind, sinnlos, groß! Tags quirlten weiße Blasen
Weit hinter ihr und nachts metallischer Glast.

Und abends spürte sie den Wind vom Pol
Mit herbem Schneegeruch und scharfer Ätze,
Und oft jetzt auch die kleinen Menschen wohl
So auf sich, wie der Pottwal seine Krätze

Schmarotzenden Gewürms und wie ihr Haar
Aus Wald und Dschungel fühlt die alte Erde . . .
Dann bäumte sie mit störrischer Gebärde.
Sie raste, weil es Lust zu rasen war.

III

Und dann war eine Nacht: hell bog der Wagen,
Klomm der Skorpion und senkte sich der Schwan.
Sie hörte lauter, laut ihr Herzblut schlagen
(Sie jagte, weil es ihr gefiel zu jagen),
Schwarz spiegelnder Achat der Ozean!

Und durch die schaurige verwunschne Glätte
Und durch die zaubrische erstarrte Milde
Lief sie mit ihrem blanken Spiegelbilde
Lief sie mit ihrem Pulsschlag um die Wette –
Da winkten ferne weißliche Gebilde:

Kristallne Inseln, bleiche Gletscherfrauen,
Gläserne Gärten, Wälder, Turm und Schloß ...
Zum ersten Male brannte sie zu schauen,
Lief spielend näher, zwischen Lust und Grauen,
Wendete kurz – empfing den tückischen Stoß

Und lag ganz still. – Was war ihr Not und Rennen
Der Tausende und Wahn der tausend Köpfe,
Notschrei von allen bebenden Antennen –
Sie fühlte nur ihr Eingeweide brennen
Und suchte blind wie alle Meergeschöpfe

Den Schutz der Tiefe für die Todeswunde:
Zuckte noch einmal, blickte starr und stier,
Schoß jäh vornüber, reckte ihre vier
Schlagenden Flossen und das dunkle runde
Ragende Heck und tauchte steil zum Grunde

Und starb im Dunkel wie ein großes edles Tier.

ZU DEN BILDERN

ZWEI große Holzschnittwerke gelangten im selben Jahre 1492 zur Ausgabe: in Lübeck ein großes „Heiligenleben" durch Steffan Arndes, der zwei Jahre später die berühmte Lübecker Bibel gedruckt hat; in Venedig durch die Brüder Giovanni und Gregorio de Gregorii Boccaccios Decameron. Diese Holzschnitte, in denen sich die deutsche und italienische Kunst nach Art und Wert merkwürdig gegenübertreten, wurden in zwei Werken des Insel-Verlags erneuert: in Rüttgers' „Passional" (S. 165) und dem Jubiläums-Decameron (S. 143). – Als Illustrator interessiert uns auch Eugène Delacroix, der Lithographien zu Shakespeares „Hamlet" und Goethes „Faust" schuf. Goethe selber äußerte zu Eckermann, „da müsse er doch gestehen, daß man es selber nicht so vollkommen gedacht habe"; und wie die „vollkommnere Einbildungskraft eines solchen Künstlers" den Dichter bereichere, „um wieviel mehr würden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden" – Worte, in denen die echte Kunst der Illustration aufs treffendste umschrieben ist. – Eine Art Illustrator aus Goethes eignem Kreise lernen wir in Theodor Götz kennen, der Weimarer Szenen der Befreiungskriege abwechselnd in erzählender Form (S. 86), bald in Skizzen festzuhalten suchte (das Original des Bildes zu S. 88 befindet sich in der Sammlung Kippenberg, Leipzig; die Texte sind enthalten in Friedrich Schulzes Werk „Weimar in den Befreiungskriegen"). – Und mit Götz mißt sich dann Goethe selbst, auch er „Dilettant", in einem Blatt aus dem Stammbuch des Nor-

wegers Hersleb, der im Jahre 1781 Deutschland bereiste und wohl das schönste Stammbuch in der Epoche der Stammbücher einheimste (jetzt gleichfalls in der Sammlung Kippenberg; es wird zur Zeit von der Reichsdruckerei für den Insel-Verlag reproduziert). – Goethes früh verstorbene Enkelin Alma zeigt ein Porträt der Weimarer, von Goethe geförderten Malerin Louise Seidler; Caroline Schlegel tritt uns in einem Bilde Joh. Fr. Aug. Tischbeins, des Dessauer Vetters von Goethes italienischem Kunstgenossen, eines noch wenig beachteten, aber wohl fast gleichwertigen Zeitgenossen Anton Graffs, entgegen. – Karl V., den man sich nach Tizians wuchtigem Münchener Bildnis vorzustellen pflegt, lernen wir in einem Budapester Porträt, das bald Mabuse, bald Barend van Orley zugeschrieben worden ist, als den jugendlichen Erstürmer Roms kennen, so wie ihn der bald enttäuschte Hutten als „spes Germaniae" gefeiert hat. – Napoleon sehen wir in einem wirklichen Herrscherbild, eines von denen, die nach seinen Weisungen entstanden sind, um dem Volk die Persönlichkeit des Helden zu suggerieren, ein Bestreben, durch das Napoleon einen ganz bestimmten „Napoleon-Stil" ins Leben gerufen hat. Wie anders tritt uns Katharina von Rußland auf Schibanovs Bild entgegen! – Dietrichs Stich von 1767 (S. 128) soll eine Vorstellung geben, wie die wiederholt aufgelegte Mordgeschichte vom jungen Werther, die von dem Offizier und späteren Bibliothekar Heinrich Gottfried von Bretschneider für einen Bänkelsänger namens Martin König verfaßt worden war, „ins Volk drang". Das Stück des heute mit Gold aufgewogenen Originaldruckes kostete zwei Kreuzer.

BÜCHER
AUS DEM INSEL-VERLAG

WAS WÄR ICH
OHNE DICH,
FREUND PUBLIKUM!
ALL MEIN EMPFINDEN SELBSTGESPRÄCH,
ALL MEINE FREUDE STUMM!

GOETHE
1773

KARL JONAS LOVE ALMQUISTS WERKE. Auswahl in zwei Bänden. Übertragen und eingeleitet von *A. Mens.* Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 10.—.

Als „Schwedens modernster Dichter" ist Almquist von Ellen Key gefeiert worden; er sei, trotz Strindberg, der, welcher „dem ganzen, jetzt an der Neige des Jahrhunderts hervorbrechenden neuen Zeitbewußtsein den reichsten Ausdruck verliehen habe". Die vorliegende Auswahl vereinigt Erzählungen, Novellen, Dramen und theoretische Aufsätze Almquists.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann.* Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 10.—.

HERMANN BAHR: ESSAYS. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Leonardo — Goethe — Whitman — Tolstoi — Brahms — Sven Hedin — Richard Strauß — Thomas Mann — Modernisten — Natur — Hauskunst — Volksbildung — Die Zukunft des deutschen Studenten — Gegen die große Stadt — Theaterfragen — Rollenverweigerung — Das Recht der Schauspieler — Friedrich Haase u. a.

HANS BETHGE: ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik. Titel- und Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Pappband M. 5.—. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Chinapapier, in Seide gebunden M. 12.—.

DIE ZWEIUNDVIERZIGZEILIGE BIBEL von JOHANNES GUTENBERG. Mainz 1450—1453. Faksimileausgabe in mehrfarbigem Lichtdruck. Herausgegeben von *Paul Schwenke.* 3 Exemplare auf Pergament mit der Hand ausgemalt M. 6000.— *(subskribiert).* 300 Exemplare auf van Gelder-Büttenpapier, davon 10 Exemplare mit aufgelegtem Gold M. 2600.—; die übrigen ungebunden M. 700.—; in Leder M. 850.—.

Der erste Band erscheint im Herbst 1912; der zweite voraussichtlich im Herbst 1913. Der Subskriptionspreis erlischt am 1. Januar 1913.

BIBLIOTHEK DER ROMANE. Jeder Band: in Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—. Siehe Seite 220.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Jubiläumsausgabe mit Wiedergabe der 104 Holzschnitte aus der italienischen Ausgabe, Venedig 1492. Übertragen von *Albert Wesselski*. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. 825 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Papier, in Halbpergament M. 40.–; in Rindsleder (Handeinband von *A. Köllner* in Leipzig) M. 75.–.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Titel- und Einbandzeichnung von *Walter Tiemann*. Übertragen von *Albert Wesselski*. *11. bis 20. Tausend*. Zwei Ausgaben: a) *zwei* Bände, in Halbpergament M. 10.–; b) *drei* Bände, in Leder M. 14.–.

Beide Ausgaben sind durchaus vollständig.

CAROLINE: BRIEFE AUS DER FRÜHROMANTIK. Nach *Georg Waitz* vermehrt herausgegeben von *Erich Schmidt*. Mit drei Porträts in Lichtdruck und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. Geheftet M. 12.–; in Leinen M. 14.–; in Leder M. 20.–.

Caroline Schlegel, später die Gattin Schellings, ist, mehr noch als Dorothea Schlegel und Rahel Levin, die bedeutendste Frau des romantischen Kreises und eine der merkwürdigsten Frauengestalten der deutschen Vergangenheit. Ihre Briefe sind ein Kulturbild aus dem Jena um 1800, vor allem aber Bekenntnisse einer bald, z. B. von Schiller, aufs härteste gescholtenen, bald aufs höchste, zuletzt von Ricarda Huch, gefeierten Persönlichkeit.

EUGÈNE DELACROIX: LITERARISCHE WERKE. Herausgegeben und übertragen von *Julius Meier-Graefe*. Mit 12 Lichtdruckvollbildern nach Zeichnungen von *Delacroix*. Kartoniert M. 10.–; in Halbpergament M. 12.–.

Inhalt: Über Kunstkritiken – Bildnis des Papstes Pius VII. – Rafael – Michelangelo – Prudhon – Gros – Über Zeichenunterricht – Poussin – Zur Frage des Schönen – Charlet – Puget – Bruchstücke über das Schöne, das Ideal und den Realismus – Über Literatur – Die Memoiren Lord Byrons – Metaphysik.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Vier Bände. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Pappbänden M. 12.–; in Halbleder M. 20.–. *Vorzugsausgabe:* 100 Exemplare auf Chinapapier, in Kalbleder M. 60.–.

Inhalt: Goethe: Novelle – Heinr. von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – Gottfr. Keller: Spiegel, das Kätzchen –

Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Eichendorff: Taugenichts – Büchner: Lenz – Arnim: Der tolle Invalide – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Schiller: Der Geisterseher – Gotthelf: Barthli der Korber – Fouqué: Undine – Tieck: Der blonde Eckbert – Brentano: Geschichte vom braven Caspar und dem schönen Annerl – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hoffmann: Der Elementargeist – Hauff: Das kalte Herz – Chamisso: Haimatochare – Stifter: Der Hagestolz.

CHARLES DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit den Federzeichnungen von *Phiz, Cruikshank, Seymour* und anderen. Titel und Einband von *E. R. Weiß. Taschenausgabe* auf Dünndruckpapier: Sechs Bände, jeder Band in Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50. *Bibliotheksausgabe* auf starkem Papier: Zwölf Bände, geheftet je M. 3.–; in Leinen M. 4.–. *Vorzugsausgabe:* 200 numerierte Exemplare auf Insel-Hadernpapier. Zwölf Bände. In Leder je M. 12.–.

Bisher sind erschienen:

DAVID COPPERFIELD. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz.
DER RARITÄTENLADEN. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.
DIE PICKWICKIER. Mit 42 Federzeichnungen von R. Seymour, Buss und Phiz.
MARTIN CHUZZLEWIT. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz, Hablot und Browne.

Im Frühjahr 1913 erscheinen als 5. und 6. (letzter) Band:

NIKOLAUS NICKLEBY. Mit 38 Federzeichnungen von Phiz.
OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN.

DOKTOR FAUST ODER DER GROSSE NEGROMANTIST. Schauspiel mit Gesang in fünf Aufzügen. Faksimile-Neudruck des *Geißelbrecht*schen Faust-Puppenspiels, mit einem Nachwort von *Rudolf Frank* und einer Bibliographie des deutschen Faust-Puppenspieles. 400 Exemplare. Nr. 1–75 auf handgeschöpftem Papier, in Kalbleder (Handband) M. 20.–; Nr. 76–400 in Pappband M. 8.–.

DER LEBENSROMAN DES WIT VON DÖRRING. Nach seinen Memoiren bearbeitet von *H. H. Houben.* Einbandzeichnung von *Walter Tiemann.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.–.

Diese Aufzeichnungen setzen mit dem Wartburgfest von 1817 ein und schildern dann ein politisches Abenteurer- und Flüchtlingsleben in den Tagen der Reaktion, in buntem Wechsel durch alle Höhen und Tiefen des damaligen Lebens führend.

LOUISE VON FRANÇOIS: STUFENJAHRE EINES GLÜCKLICHEN. Zwei Bände. Geheftet M. 6.—; in Pappbänden M. 8.—. *Dieser dritte große Roman der Dichterin, 1848 spielend, ging aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel in den Insel-Verlag über.*

ANDREAS GILDEMEISTER: GANYMED. Eine Dichtung. Geheftet M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

ARTHUR GRAF GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo.) Übertragung von *Bernhard Jolles.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Mit 23 Lichtdrucktafeln. *Zweite Auflage* (3. bis 5. Tausend). Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M 16.—; in Leder M. 34.—.

ARTHUR GRAF GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo.) Übertragen von *Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe.* Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. Titel und Einband von *Walter Tiemann.* In Pappband M. 4.—.

GOETHES WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe mit dem Titelbild der Ausgabe von 1819. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Inhalt: Die letzte Fassung des „Westöstlichen Divans" mit den „Noten und Abhandlungen" Goethes; die zum „Divan" gehörigen Gedichte aus dem Nachlaß; die Paralipomena; die geplante Widmung und das Register zum „Divan"; die Anzeige im „Morgenblatt" 1816; die Gedichte Marianne von Willemers, die Goethe leicht verändert in den „Divan" aufnahm; der arabische Titel der ersten Ausgabe von 1819.

GOETHES FAUST. Mit den sechzehn Lithographien von *Eugène Delacroix* in Lichtdruck. Textrevision von *H. G. Gräf.* Druckleitung und Einband von *E. R. Weiß.* Einmalige numerierte Ausgabe in 600 Exemplaren. 100 Exemplare auf van Gelder-Papier, in Leder *(vergriffen)*; 500 Exemplare auf gewöhnlichem Papier, in Halbleder M. 50.—.

GOETHES LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Pappband mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von *E. R. Weiß* M. 3.—. *Vorzugsausgabe:* 200 numerierte Exemplare auf Chinapapier in Leder (Handeinband der Werkstatt *E. A. Enders* in Leipzig) M. 30.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN / ANDERS GENANNT DAS PASSIONAL. Aus altdeutschen Drucken übertragen und mit einem Nachwort herausgegeben durch *Severin Rüttgers.* Zwei Bände mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergament M. 14.—. *Vorzugsausgabe:* 200 Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten, in Schweinsleder M. 50.—.

Die meisten Stücke dieser Sammlung alter deutscher Legenden bot das Augsburger Passional, dessen Hauptquelle die lateinische Sammlung des Jacobus de Voragine, die sogenannte legenda aurea, ist, das aber mehr als sechzig Legenden, namentlich deutscher Heiligen, enthält, die in der legenda aurea nicht stehen. Darüber hinaus wurde aus späteren Drucken noch eine stattliche Zahl bedeutender Stücke gewonnen, die sonst in keiner Sammlung enthalten waren. Eine besondere Überraschung werden die alten Lübecker Holzschnitte bereiten.

HEINRICH HEINES SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von *Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann* und *Julius Petersen* herausgegeben von *Oskar Walzel.* Jeder Band geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.— *Vorzugsausgabe* (einmalig): 1000 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Halbleder M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Erschienen sind: Band I—IV, VI—IX. Die Bände der gewöhnlichen Ausgabe werden auch einzeln abgegeben, dagegen verpflichtet der Kauf eines Bandes der Vorzugsausgabe zur Abnahme aller folgenden. Die letzten Bände (V und X) schließen die Ausgabe im Jahre 1913 ab.

HENRY HEISELER: PETER UND ALEXÉJ. Tragödie in fünf Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DER TOR UND DER TOD. Ein dramatisches Gedicht. *Zehnte Auflage* in 300 numerierten Exemplaren mit drei radierten Vignetten von *E. R. Weiß.* Nr. 1—50 in Kalbleder (Handeinband von *A. Köllner* in Leipzig; *vergriffen*); Nr. 51—300 in Leder M. 20.—.

FRIEDRICH HÖLDERLIN: HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. 200 Exemplare: 50 auf Japanbütten, in Maroquin (Handeinband) M. 90.—; 150 auf van Gelder-Büttenpapier, in Pergament M. 45.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Zwei Bände. Geheftet M. 7.—; in Leinen M. 10.—.

Ein dritter Band folgt im Frühjahr 1913.

HUMBOLDTS BRIEFE: Siehe Zwei-Mark-Bände Seite 219.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann, Anka Matthiesen, Erich Mendelssohn* und *Raphael Meyer.* Mit Reproduktionen von Zeichnungen des Dichters und dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. Einbandzeichnung von *Walter Tiemann.* In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Inhalt: Frau Marie Grubbe — Niels Lyhne — Novellen — Gedichte und Entwürfe — Naturwissenschaftliche Schriften.

INSEL-BÜCHEREI. Jeder Band gebunden 50 Pf. Siehe Seite 221.

IMMANUEL KANTS SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von *Felix Groß.* Sechs Bände. Jeder Band: in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Im Jahre 1912 erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). Band II: Naturwissenschaftliche Schriften.

RUDOLF KASSNER: DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. *Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50. *Vorzugsausgabe:* 25 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

RUDOLF KASSNER: DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 25 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

LAO-TSE. DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular. Zweite Auflage.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Pappband M. 5.—; in Leder M. 8.—.

CHRISTOPHER MARLOWE: EDUARD II. Tragödie. Deutsch von *Alfred Walter Heymel.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Auf Grund der von *A. N. Pypin* im Auftrage der Kaiserlichen

Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg besorgten kritischen Ausgabe zum ersten Male vollständig übertragen von *Erich Boehme.* Mit 12 Porträts in Lichtdruck. Zwei Bände. Geheftet M. 10.—; in Halbleder M. 14.—. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Papier, in Leder M. 50.—.

Was bisher von diesen Memoiren bekannt war, ist nur ein Teil des großen Materials, das hier zum ersten Male in deutscher Übersetzung veröffentlicht wird.

NIKOLAUS LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE IN SECHS BÄNDEN. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von *Eduard Castle.* Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Geheftet je M. 5.—; in Leinen M. 6.—; in Halbleder M. 7.—. *Vorzugsausgabe*: 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Leder je M. 12.—.

Bisher sind erschienen die Bände I—V, der VI. (letzte) Band folgt im Frühjahr 1913.

MAX MARTERSTEIG: DIE ETHISCHE AUFGABE DER SCHAUBÜHNE. Geheftet M. 1.—.

JEAN BAPTISTE MOLIÈRE: GEORGE DANDIN ODER DER BESCHÄMTE EHEMANN. Eine Komödie mit Tänzen und Zwischenspielen. Neu übertragen und für die deutsche Bühne eingerichtet von *Karl Vollmoeller.* Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.50.

GEORG MUNK: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Titel- und Einbandzeichnung von *R. Sintenis.* Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

NAPOLEONS BRIEFE in Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit zwanzig zeitgenössischen Bildern. Einband von *Walter Tiemann.* Gebunden M. 4.—.

ERNST ELIAS NIEBERGALL: DER DATTERICH. Lustspiel in sechs Bildern. Mit 16 Lithographien von *Emil Preetorius.* Titel und Einband von *F. W. Kleukens.* 400 Exemplare: 75 Exemplare auf Japan-Bütten; 325 auf van Gelder-Bütten. (Preise und Einbände stehen noch nicht fest.)

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

FRIEDRICH NIETZSCHE: DIONYSOS-DITHYRAMBEN. Druckleitung und Einband von *Henry van de Velde.* 150 Exemplare: 20

auf Pergament, in Maroquin M. 200.—; 130 auf englischem Büttenpapier, in Leder M. 40.—.

FRANCESCO PETRARCA: SONETTE UND KANZONEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Bettina Jacobson.* Mit dem Porträt des Dichters. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.—; in Pergament M. 6.—.

PHILOBIBLON, das ist der Traktat des *Richard de Bury* über die Liebe zu den Büchern. Erstmalig aus dem Lateinischen in das Deutsche übertragen und eingeleitet von *Franz Blei.* 400 numerierte Exemplare auf Handpapier, in Halbpergament M. 15.—; in Ziegenleder (Handeinband der Werkstatt *Carl Sonntag jun.* in Leipzig) M. 28.—.

(RAINER MARIA RILKE): DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen von *Rainer Maria Rilke.* In Pappband M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—; in Leder M. 6 —.

KARL SCHEFFLER: GESAMMELTE ESSAYS. Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—.

Aus dem Inhalt: Die Moral der Qualität — Das Glück der Gegenwart — Die Seele des Wetters — Die Drehorgeln — Die Ethik der Feste — Vom Umgang mit Künstlern — Inhalt und Form — Vom Wesen des Grotesken — Der Christbaum als Kunstwerk — Poetische Gerechtigkeit — Kunstgefühl und Staatsgefühl — Zur Psychologie der politischen Parteien — Nationalphrasen — Die Jugend.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER: ELYSIUM. Gesammelte Gedichte. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 10.—.

WILLY SEIDEL: DER GARTEN DES SCHUCHAN. Novellen. Einbandzeichnung von *Walter Tiemann.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

SPINOZAS BRIEFE. Übertragen von *J. Bluwstein.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

CARL STERNHEIM: BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

KURT VON STUTTERHEIM: GEDICHTE. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

IN MEMORIAM HUGO VON TSCHUDI. Drei Reden bei der Bestattung in Stuttgart am 27. November 1911. Geheftet M. 1.—.

PRINZ ALEXANDER VON THURN UND TAXIS: TAGEBUCH WÄHREND DER FELDZÜGE VON 1812—1815. Mit einem farbigen Portrait. Geheftet M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Dieses Tagebuch war bisher nur hektographisch für die Familie Thurn und Taxis vervielfältigt worden. Vor andern Zeugnissen seiner Zeit zeichnet es sich durch die Schärfe der Beobachtung und die Prägnanz, ja Nüchternheit des Vortrags aus.

MARGARETHA VON VALOIS, Königin von Frankreich und Navarra. Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens herausgegeben von *W. Fred.* Zwei Bände. Mit zwei Portraits in Lichtdruck. Geheftet M. 5.—; in Halbleder M. 10.—; *Vorzugsausgabe:* 50 Exemplare auf Chinapapier in Leder M. 30.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 80 von *Karl Scheffler* ausgewählten ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

EMILE VERHAEREN: DIE HOHEN RHYTHMEN. Übertragen von *Johannes Schlaf.* In Halbpergament M. 5.—. *Vorzugsausgabe*: 50 Exemplare auf Japanpapier, in Kalbleder *(vergriffen).*

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

EMILE VERHAEREN: DIE STUNDEN. Deutsch von *Erna Rehwoldt.* In Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

PAUL VERLAINE: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE. Übertragen von *Wolf Graf von Kalckreuth. Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 4.—.

WILHELM WEIGAND: KÖNIGE. Schauspiel in fünf Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

WILHELM WEIGAND: PSYCHES ERWACHEN. Ein Schauspiel in drei Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

STEFAN ZWEIG: DAS HAUS AM MEER. Ein Schauspiel in zwei Teilen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorgugsausgabe*: 25 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

BIS ENDE 1911 WAREN ERSCHIENEN:

AENEAS SYLVIUS PICCOLOMINI (später Papst Pius II.): EURYALUS UND LUKREZIA. Ein Roman. Aus dem Lateinischen übertragen von *Konrad Falke*. In Halbpergament M. 7.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament M. 20.—.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. In Pappband M. 6.—; in Pergament M. 10.—.

HANS CHRISTIAN ANDERSENS MÄRCHEN. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Eingeleitet von *Sophus Bauditz*. Zeichnung der Initialen, des Titels und Einbands von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 16.—.

GABRIELE D'ANNUNZIO: VIELLEICHT - VIELLEICHT AUCH NICHT. Roman. Übertragen von *Karl Vollmoeller*. *Siebente Auflage*. Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—.

ACHIM VON ARNIMS WERKE. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von *Reinhold Steig*. Mit dem Bildnis *von Arnims* in Lichtdruck. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50.

Band I enthält die Novellen (Isabella von Ägypten, Der tolle Invalide, Fürst Ganzgott usw.); Band II die beiden großen Romane „Gräfin Dolores“ und die „Kronenwächter“; Band III die Lyrik, sowie einige Dramen („Die Gleichen“ u. a.).

BETTINA VON ARNIM: DIE GÜNDERODE. Zwei Bände. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 10.—.

Der Briefwechsel zwischen Bettina und der Günderode.

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Deutsche Ausgabe von Romanen und Erzählungen Balzacs in sechzehn Bänden, übertragen von *Gisela Etzel, Felix Paul Greve, Ernst Hardt, Hedwig Lachmann, René Schickele, Arthur Schurig*; mit einer Wiedergabe von *Rodins* Balzac-Statue in Heliogravüre,

einer Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal* und einem Essay über Balzac von *Wilhelm Weigand.* Gesamtpreis: Geheftet M. 64.—; in Leinen M. 80.—; in Leder M. 112.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Maroquin M. 240.—.

Einzelausgaben:

Jeder Band geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

CÄSAR BIROTTEAU. Das Leben eines Pariser Kaufmanns an der Wende des 18. Jahrhunderts. Übertragen von Arthur Schurig.

DAS CHAGRINLEDER; DAS UNBEKANNTE MEISTERWERK; SARRASINE. Übertragen von Hedwig Lachmann.

ERZÄHLUNGEN AUS DER NAPOLEONISCHEN SPHÄRE. Übertragen von Felix Paul Greve.

EUGÉNIE GRANDET; DER EHEVERTRAG. Übertragen von Gisela Etzel.

DIE FRAU VON DREISSIG JAHREN; DIE ALTE JUNGFER. Übersetzt von Hedwig Lachmann.

DIE GESCHICHTE DER DREIZEHN (Ferragus; Die Herzogin von Langeais; Das Mädchen mit den Goldaugen). Übertragen von Ernst Hardt.

GLANZ UND ELEND DER KURTISANEN. Zwei Bände. Übertragen von Felix Paul Greve.

EIN JUNGGESELLENHEIM (LA RABOUILLEUSE). Übertragen von Felix Paul Greve.

DIE LILIE IM TAL; DIE VERLASSENE FRAU. Übertragen von René Schickele.

PHILOSOPHISCHE ERZÄHLUNGEN (Seraphita; Louis Lambert; Ein Drama am Meeresstrand; Das rote Gasthaus). Übertragen von Gisela Etzel.

TANTE LISBETH (LA COUSINE BETTE). Übertragen von Arthur Schurig.

VATER GORIOT; DAS HAUS NUCINGEN. Übertragen von Gisela Etzel.

VERLORENE ILLUSIONEN. Zwei Bände. Übertragen von Hedwig Lachmann.

BALZACS BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von *Eugenie Faber*. Eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Maroquin M. 30.—.

HONORÉ DE BALZAC: DIE PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragen von *Heinrich Conrad. Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 5.50; in Leder M. 7.50. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Maroquin M. 15.—.

HONORÉ DE BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Maroquin M. 30.—.

HONORÉ DE BALZAC: DIE DREISSIG SEHR DROLLIGEN UND SEHR KURIOSEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Zum erstenmal verdeutscht von *Benno Rüttenauer*. Mit schönen Bildern des Meisters *Gustav Doré* geschmückt. Zwei Bände. Einmalige Auflage von 1000 numerierten Exemplaren: 35 auf van Gelder, in Pergament M. 50.—; die übrigen in Leder M. 30.—.

Der Insel-Verlag hat den kleinen Rest dieser mit den Doréschen Holzschnitten versehenen Ausgabe aus dem Verlage R. Piper & Co. übernommen.

HONORÉ DE BALZAC: DAS MÄDCHEN MIT DEN GOLDAUGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. Mit zehn Einschaltbildern, Initialen, Einband- und Vorsatzzeichnung von *Marcus Behmer*. 500 Exemplare, in Pergament M. 20.—.

CHARLES BAUDELAIRE: DIE BLUMEN DES BÖSEN. In deutsche Verse übertragen von *Graf Wolf von Kalckreuth*. Titel-, Vignetten- und Einbandzeichnung von *H. Wilh. Wulff*. 850 numerierte Exemplare, in Leder M. 7.—.

AUBREY BEARDSLEY: UNTER DEM HÜGEL. Eine romantische Novelle. Übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. Mit einer Zeichnung von *Beardsley*. *Zweite Auflage*. In Leder M. 4.—.

AUBREY BEARDSLEY: LETZTE BRIEFE. Autorisierte Übertragung von *K. Moorburg*. Mit Anmerkungen von *Max Meyerfeld*. Einmalige Auflage von 800 Exemplaren, geheftet M. 5.—; in Halbleder M. 7.—.

DIE BERGPREDIGT JESU CHRISTI in der Lutherschen Übersetzung. Geschrieben im alten Unzialduktus von *Graily Hewitt*, von Platten in rot und schwarz gedruckt. 300 Exemplare auf van Gelder-Büttenpapier, in Pergament M. 22.—; in Leder M. 30.—.

HANS BETHGE: JAPANISCHER FRÜHLING. (Gedichte aus dem Japanischen.) Titel und Einband von *E. R. Weiß*. In Pappband M. 5.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf chinesischem Papier, in Seide M. 12.—.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE. Jeder Band: in Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—. Siehe Seite 220.

OTTO JULIUS BIERBAUM: DER NEUBESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Gedichte und Lieder. Vignetten, Zierleisten und Einband von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 45. bis 50. Tausend.* Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–; in Leder M. 5.–.

RUDOLF G. BINDING: DIE GEIGE. Vier Novellen. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Geheftet M. 3.–; in Pappband M. 4.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* Mit 84 verschiedenen Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Pappband M. 3.–; in Leder M. 8.–.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS LEBEN DANTES. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube.* Titel, Initiale und Einband gezeichnet von *F. H. Ehmcke.* 800 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 8.–; in Leder M. 15.–.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DIE LIEBENDE FIAMETTA. Roman. Nach der Übersetzung von *Sophie Brentano* bearbeitet von *K. Berg.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.–.

DIE NACHTWACHEN DES BONAVENTURA. Herausgegeben von *Franz Schultz.* In Halbleder M. 6.–.

Man hat dies vielumstrittene Buch in jüngster Zeit keinem Geringeren als Brentano zugeschrieben.

CLEMENS BRENTANOS FRÜHLINGSKRANZ, aus Jugendbriefen ihm geflochten [von *Bettina von Arnim*], wie er selbst schriftlich verlangte. Taschenausgabe in zwei Bänden. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 8.–; in Leder M. 10.–.

DIE BRIEFE VON ABÄLARD UND HELOISE. Herausgegeben und eingeleitet von *W. Fred.* Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* In Halbleder M. 8.–. *Vorzugsausgabe*: 100 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in ekrasiertem Saffianleder M. 20.–.

BRIEFE EINES UNBEKANNTEN (ALEXANDER DE VILLERS). Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von *Karl Graf Lanckorónski* und *Wilhelm Weigand.* Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Leinen M. 12.–; in Halbleder M. 15.–.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Auswahl in zwei Bänden, herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 12.—; in Halbpergament M. 16.—.

BRIEFE KAISER WILHELMS I. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von *Erich Brandenburg.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

BRIEFWECHSEL ZWISCHEN CLEMENS BRENTANO UND SOPHIE MEREAU. Nach den Handschriften zum ersten Male herausgegeben von *Heinz Amelung.* Mit zwei Bildnissen. Zwei Bände. In Leinen M. 9.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Leder M. 18.—.

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN SCHILLER UND GOETHE. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf* und *Albert Leitzmann.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Drei Bände. Geheftet M. 7.—; in Halbleinen M. 10.—; in Leder M. 20.—.

ELIZABETH BARRETT-BROWNING: SONETTE AUS DEM PORTUGIESISCHEN. Übertragen von *Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 4.—.

HANS CAROSSA: GEDICHTE. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 3.50.

MIGUEL DE CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Taschenausgabe in drei Bänden, unter Benutzung der anonymen Ausgabe von 1837 besorgt von *Konrad Thorer.* In Leinen M. 14.—; in Leder M. 18.—.

DIE NOVELLEN DES CERVANTES. Vollständige deutsche Ausgabe, auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer.* Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

DEUTSCHE CHANSONS. Von *Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 63. bis 75. Tausend.* Geheftet M. 1.—; in Pappband M. 1.50; in Leder M. 3.—.

DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von *Hans Bethge.* Titel- und Einbandzeichnung von *E. R. Weiß. Vierte Auflage.* In Pappband M. 5.—.

DANIEL DEFOE: DAS LEBEN UND DIE GANTZ UNGEMEINE BEGEBENHEITEN DES BERÜHMTEN ENGELLÄNDERS MR. ROBINSON CRUSOE . . . Neudruck des ältesten deutschen Robinsonbuches. Mit Wiedergabe von drei Kupferstichen. Zwei Bände. 600 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 20.—; in Ganzpergament M. 30.—.

ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF: DIE JUDENBUCHE. Novelle. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 3.—.

JOSEPH VON EICHENDORFFS DICHTUNGEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Franz Schultz.* Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Liebhaberausgabe*: in Leder M. 10.—.

JOSEPH VON EICHENDORFF: DIE GLÜCKSRITTER. Eine Novelle. 200 Exemplare: 50 auf Japanbütten, in Kalbleder *(vergriffen)*; 150 auf Hadernpapier in Pergament M. 20.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

DAS BUCH ESTHER in der Lutherschen Übersetzung. Mit figürlichem Doppeltitel und Initialen von *F. W. Kleukens.* 300 Exemplare auf van Gelder-Büttenpapier, in Leder M. 24.—.
Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

GUSTAVE FLAUBERT: DREI ERZAHLUNGEN (Ein schlichtes Herz; Die Sage von Sankt Julianus; Herodias). Übertragen von *Ernst Hardt. Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50.

GOETHES WERKE in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt. 21. bis 50. Tausend.* In Pappbänden M. 6.—; in Leinen M. 8.— ; in Halbleder M. 12.—.

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.* Titel- und Einbandzeichnung von *Eric Gill.*

Bisher sind erschienen und einzeln käuflich:
I. II: ROMANE UND NOVELLEN. Vollständig in zwei Bänden. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Carl Schüddekopf. In Leder M. 11.—.
III: AUS MEINEM LEBEN. DICHTUNG UND WAHRHEIT. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leder M. 6.—.
IV. ITALIENISCHE REISE; KAMPAGNE IN FRANKREICH 1792; BELAGERUNG VON MAINZ 1793. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leder M 6 —

V: ANNALEN UND KLEINERE AUTOBIOGRAPHISCHE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leder M. 5.50.
VI: DRAMATISCHE DICHTUNGEN, I. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leder M. 4.—.
VII: DRAMATISCHE DICHTUNGEN, II. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leder M. 6.—.
VIII: DRAMATISCHE DICHTUNGEN, III. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leder M. 7.50.
IX: KUNST-SCHRIFTEN, I. Band. Herausgegeben von Max Hecker. In Leder M. 6.—.
X: KUNST-SCHRIFTEN, II. Band. Herausgegeben von Max Hecker. In Leder M. 6.—.
XI: ÜBERSETZUNGEN UND BEARBEITUNGEN FREMDER DICHTUNGEN. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leder M. 6.50.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend den Urfaust, Das Fragment (1790), Die Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. *11. bis 15. Tausend*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

GOETHES ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen auf 122 Lichtdrucktafeln. Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von *George von Graevenitz*. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Halbleder M. 40.—; in Leder M. 60.—.

GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von *Daniel Chodowiecki* und einer Rötelstudie in Lichtdruck. In Leder M. 10.—.

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Doppeltitel, Initiale und Einbandzeichnung von *Marcus Behmer*. 1200 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleinen mit Überzug nach Zeichnung von *Marcus Behmer* M. 12.—; in Leder M. 18.—.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe, besorgt von *Franz Deibel*. Mit zwei Portraits. *6. bis 10. Tausend*. Zwei Bände. In Pappbänden M. 5.—; in Leinen M. 7.—; in Leder M. 10.—.

GOETHE IM GESPRÄCH. In Auswahl (ohne die mit Eckermann geführten Gespräche) herausgegeben von *Franz Deibel* und *Friedrich Gundelfinger*. *Dritte Auflage*. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Enthält die Gespräche mit Schiller, Wieland, Herder, Schlegel, Napoleon, Voß, Riemer, Boisserée, Kanzler von Müller, Soret, Felix Mendelssohn-Bartholdy u. a.

DER JUNGE GOETHE. Begründet von *Salomon Hirzel.* Neu herausgegeben von *Max Morris.* Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Einbandzeichnung von *F. H. Ehmcke.* Geheftet M. 27.—; in Leinen M. 36.—; in Leder M. 45.—.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Herausgegeben von *Philipp Stein.* In Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament M. 12.—.

DAS GOETHE-NATIONAL-MUSEUM ZU WEIMAR. Große Ausgabe des Führers, im Auftrag der Direktion bearbeitet von *M. Schuette.* Mit 32 Grundrisssen und 26 Bildertafeln. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. *Fünfte, vermehrte Auflage.* In Halbleder M. 15.—.

BRIEFWECHSEL ZWISCHEN SCHILLER UND GOETHE: siehe *Briefwechsel* Seite 199.

KINDER- UND HAUS-MÄRCHEN. Gesammelt durch die *Brüder Grimm. Kleine Ausgabe.* Berlin 1825. Neudruck in 500 Exemplaren, unter Wiedergabe der sieben Kupfer von *Ludwig Grimm.* In Pappband (mit der lithographierten Einbandzeichnung des Originals) M 10.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM: Vollständige Ausgabe. Zeichnung der Initialen, des Titels und Einbands von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Kalbleder M. 30.—.

GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden, besorgt von *Reinhold Buchwald.* Mit den vier Radierungen von *Max Klinger* in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Pergament M. 14.—.

GRIMMELSHAUSEN: SIMPLICIANISCHE SCHRIFTEN. (Trutz Simplex oder Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche; Der seltzame Springinsfeld; Das wunderbare Vogelnest; Der Erste Beernhäuter usw.) Neudruck in 400 numerierten Exemplaren mit Wiedergabe von 12 Kupferstichen und 20 Holzschnitten der Ausgabe von 1684. In Schweinsleder M. 40.—.

OTTO FRIEDRICH VON DER GRÖBEN: GUINEISCHE REISEBESCHREIBUNG. Marienwerder 1694. Mit 16 Vollbildern. Neudruck in 500 numerierten Exemplaren. In Halbpergament M. 18.—.

Faksimileneudruck des ältesten deutschen Kolonialbuchs.

KLAUS GROTH: QUICKBORN. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. 500 Exemplare. Auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 20.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

MAURICE DE GUÉRIN: DER KENTAUER. Übertragen durch *Rainer Maria Rilke.* 300 Exemplare. Auf Hadernpapier, in Pappband M. 8.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HAFIS: NACHDICHTUNGEN SEINER LIEDER von *Hans Bethge.* Titel- und Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Pappband M. 5.—.

ERNST HARDT: AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. *Zweite Auflage.* Einbandzeichnung von *Marcus Behmer.* In Pappband M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

ERNST HARDT: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einband von *Marcus Behmer. 11. bis 15. Tausend.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe*: 50 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

ERNST HARDT: JOSEPH KAINZ. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 1.50. *Vorzugsausgabe*: 50 Exemplare auf Japanbüttenpapier, in Leder M. 12.—.

ERNST HARDT: DER KAMPF. Ein Drama in vier Aufzügen. *Zweite Auflage.* Mit Einbandzeichnung von *Marcus Behmer.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

Die erste Auflage erschien unter dem Titel der „Kampf ums Rosenrote".

ERNST HARDT: NINON VON LENCLOS. Drama in einem Akt. *Erste Auflage*: große Ausgabe. Mit doppelseitiger Titelzeichnung, Eingangs- und Schlußvignette von *Marcus Behmer.* Geheftet M. 3.50; in Pappband M. 4.50; in Pergament M. 6.—.

ERNST HARDT: NINON VON LENCLOS. Drama in einem Akt. *Zweite Auflage*: kleine Ausgabe. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

ERNST HARDT: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. Eingangsblatt, Titel und Einband gezeichnet von *Marcus Behmer. 21. bis 25. Tausend.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

ERNST HARDT: TOTE ZEIT. Drama in drei Akten. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.—.

HAUFFS MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der Initialen, des Titels und des Einbands von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Kalbleder M. 20.—.

HEINRICH HEINE: DIE NORDSEE. 300 Exemplare auf Japanpapier, in Pergament M. 18.—; in Leder M. 22.—.
Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

WILHELM HEINSE: SÄMTLICHE WERKE in 10 Bänden. Erste vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf.* Jeder Band geheftet M. 6.—; in Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 9.—.

Bisher sind erschienen und werden einzeln abgegeben:

Band II: Die Begebenheiten des Enkolp. Die Kirschen. Band III, 1. Abteilung: Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. Kleine Schriften, erster Teil. Band III, 2. Abteilung: Kleine Schriften, zweiter Teil. Band IV: Ardinghello und die glückseligen Inseln. Dritte Auflage. Band V und VI: Hildegard von Hohenthal. Band VII: Tagebücher. Band IX und X: Briefe.

ALFRED WALTER HEYMEL: ZEITEN. Gesammelte Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.—.

THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL: ÜBER DIE EHE. Neudruck in 500 Exemplaren. Herausgegeben von *Ewald Silvester.* Mit Wiedergabe von zwei Titelkupfern. Titel- und Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* In Halbleder M. 14.—; in Leder M. 18.—.

LUDWIG VON HOFMANN: TÄNZE. Zwölf Originallithographien. Mit einem Prolog von *Hugo von Hofmannsthal.* 200 numerierte Exemplare. In Mappe M. 200.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: ALKESTIS. Ein Trauerspiel nach Euripides. (Geschrieben 1893.) Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: KLEINE DRAMEN. Zwei Bände. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 12.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE. *Vierte Auflage.* In Halbpergament M. 6.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. Titel- und Einbandzeichnung von *Walter Tiemann. 11. bis 20. Tausend.* Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.
Enthält: Die gesammelten Gedichte, Gestalten, Der Tod des Tizian, die Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Kaiser und Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DER TOR UND DER TOD. Ein dramatisches Gedicht. *Dreizehnte Auflage.* Geheftet M. 2.—, in Halbpergament M. 3.—; in Leder M. 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von *Edward Gordon Craig.* 800 numerierte Exemplare. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Pergament mit Seidenvorsatz M. 50.—; Nr. 51—800 auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 20.—.

HOMER: DIE ODYSSEE. Neu ins Deutsche übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* Erster und zweiter Band (1.—24. Gesang). Gedruckt unter Leitung von *Harry Graf Keßler.* Mit Titeln und Initialen von *Eric Gill* und drei Holzschnitten von *Aristide Maillol.*

350 numerierte Exemplare für den Handel. In Halbpergament jeder Band M. 30.–.

Diese Homer-Ausgabe erscheint in vier Bänden, von denen je zwei die Odyssee und die Ilias enthalten. Der Kauf der bisher erschienenen ersten beiden Bände verpflichtet zur Abnahme auch der folgenden.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* In Halbpergament M. 3.–; in Leder M. 5.–.

RICARDA HUCH: NEUE GEDICHTE. In Leder M. 6.–.

RICARDA HUCH: DIE GESCHICHTEN VON GARIBALDI. Historischer Roman. Zwei Bände. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 10.–; in Leinen M. 12.–.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. *3. bis 5. Tausend.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

RICARDA HUCH: MERKWÜRDIGE MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM ZEITALTER DES RISORGIMENTO. Geheftet M. 4.–; in Pappband M. 5.–; in Leder M. 7.–.

RICARDA HUCH: SEIFENBLASEN. Drei scherzhafte Erzählungen. *Dritte Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 4.50.

RICARDA HUCH: DER LETZTE SOMMER. Erzählungen in Briefen. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 2.50 in Leinen M. 3.50.

RICARDA HUCH: VITA SOMNIUM BREVE. Roman. Mit einem Titelbilde nach *Arnold Böcklin* in Heliogravüre. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 6.–; in Leder M. 8.–.

RICARDA HUCH: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.–; in Leinen M. 5.–.

WILHELM VON HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. Zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Zwei Bände. Mit einem Porträt. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 10.–.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann.* In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

WOLF GRAF VON KALCKREUTH: GEDICHTE. (Aus dem Nachlaß herausgegeben.) In Halbpergament M. 6.–.

RUDOLF KASSNER: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50. *Vorzugsausgabe*: 25 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.–.

RUDOLF KASSNER: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. Mit Initialen nach alten Meistern. In Pappband M. 4.50.

JOHN KEATS: GEDICHTE. Nachdichtung von *Gisela Etzel.* In Halbpergament M. 9.–; in Leder M. 14.–.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

SÖREN KIERKEGAARD: DAS TAGEBUCH DES VERFÜHRERS. Erste vollständige deutsche Übertragung von *Max Dauthendey. Zweite Auflage.* In Pappband M. 6.–.

HEINRICH VON KLEISTS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Vollständige Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von *Wilhelm Herzog.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Mit dem Jugendbildnis Kleists in farbiger Wiedergabe und verschiedenen Faksimiles. In Leinen M. 32.–; in Halbpergament M. 36.–.

FRIEDR. MAXIMILIAN KLINGER: FAUSTS LEBEN, TATEN UND HÖLLENFAHRT. Roman. Neudruck der ersten Ausgabe von 1791. Mit einem Titelkupfer. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 5.–; in Halbpergament M. 7.–.

KARL FRIEDRICH VON KLÖDENS JUGENDERINNERUNGEN. Nach der ersten von *Max Jähns* besorgten Ausgabe neu bearbeitet von *Karl Koetschau.* Mit dem Bildnis Klödens. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Ihrem Inhalt nach lassen sich Klödens Jugenderinnerungen mit dem bekannten Buch von Kügelgen vergleichen, ihrem Wert nach werden sie von vielen noch darüber gestellt.

DES KNABEN WUNDERHORN. Alte deutsche Lieder, gesammelt von *L. A. v. Arnim* und *Clemens Brentano.* Jubiläumsausgabe getreu nach den Originaldrucken. Drei Bände. Mit 5 Kupferstichen. 800 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Papier. In Halbleder M. 40.–.

GERHARD OUCKAMA KNOOP: SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–.

GERHARD OUCKAMA KNOOP: SEBALD SOEKERS VOLLENDUNG. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

KÖRNERS WERKE, in einem Bande. Herausgegeben von *Werner Deetjen. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leder M. 3.50.

KARL ARNOLD KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgaben und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum.* Zeichnung der Zierstücke, des Titels und des Einbandes von *Walter Tiemann. Zweite Auflage.* In Pappband M. 6.—.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING, Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* Zwei Bände. *Drittes Tausend.* In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 10.—.

KARL LARSEN: SCHWESTER MARIANNA UND IHRE LIEBESBRIEFE. Übertragen von *Mathilde Mann.* In Pergament M. 7.50.

MICHAEL LERMONTOFF: EIN HELD UNSERER ZEIT. Ein Roman. Übertragung von *Michael Feofanoff.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

A. R. LE SAGE: DIE GESCHICHTE DES GIL BLAS VON SANTILLANA. Ein Roman. Deutsche Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Konrad Thorer.* Mit zwei Titelvignetten und acht Vollbildern nach Kupfern von *Chodowiecki.* In Halbleder M. 12.—.

LESSING: NATHAN DER WEISE. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 1779. Faksimileneudruck des ersten Nathan-Druckes in 400 numerierten Exemplaren. Nr. 1—200 mit dem handschriftlichen Entwurf Lessings zum Nathan, 2 Bände: in Halbleder M. 40.—; in Leder M. 50.—. No. 201—400 ohne den Entwurf in Halbleder M. 20.—; in Leder M. 25.—.

HEINRICH LEUTHOLD: GEDICHTE. Nach den Handschriften wiederhergestellt von *Arthur Schurig. Zweite, verbesserte Auflage.* In Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

LONGUS: DAPHNIS UND CHLOE. Roman. Übertragen von *Ludwig Wolde.* 300 Exemplare auf Büttenpapier. In Leder M. 28.—. *Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.*

MARTIN LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von *Lukas Cranach.* In Leinen M. 12.–; in Leder M. 18.–.

HEINRICH MANN: DAS HERZ. Novellen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.–; in Leinen M. 5.–; in Leder M. 7.50.

HEINRICH MANN: DIE RÜCKKEHR VOM HADES. Novellen. Geheftet M. 4.–; in Leinen M. 5.–; in Leder M. 7.50.

HEINRICH MANN: DIE KLEINE STADT. Ein Roman. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.–; in Leinen M. 5.–.

WILHELM MEINHOLD: DIE BERNSTEINHEXE. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50; in Ganzpergament M. 7.–.

WILHELM MEINHOLD: SIDONIA VON BORK, DIE KLOSTERHEXE. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.–; in Ganzpergament M. 12.–.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH, SCHWESTER FRIEDRICHS DES GROSSEN. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 14.–; in Halbleder M. 16.–.

JOHANN HEINRICH MERCKS BRIEFE an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und an den Herzog Carl August. Zum ersten Male herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* In Halbleder M. 10.–.

JOHANN HEINRICH MERCKS SCHRIFTEN UND BRIEFWECHSEL. In Auswahl herausgegeben von *Kurt Wolff.* Mit einem Porträt Mercks und zwei Faksimiles. Zwei Bände. 600 numerierte Exemplare, in Halbleder M. 18.–.

EDUARD MÖRIKE: DAS HUTZELMÄNNLEIN UND ANDERE MÄRCHEN. In Leinen M. 4.–; in Leder M. 5.–.

EDUARD MÖRIKE: MOZART AUF DER REISE NACH PRAG. Eine Novelle. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50.

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Mit Titelzeichnung und fünf Vollbildern von *Franz von Bayros. 3. und 4. Tausend.* In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.50.

FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler.* In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

FRIEDRICH NIETZSCHES GESAMMELTE BRIEFE. Fünf Teile (in sechs Bänden). Geheftet M. 48.—; in Leinen M. 56.—; in Halbleder M. 64.—.

FRIEDRICH NIETZSCHE: ALSO SPRACH ZARATHUSTRA. EIN BUCH FÜR ALLE UND KEINEN. *Monumentalausgabe.* Ausstattung von *Henry van de Velde.* 500 numerierte Exemplare auf van Gelder-Büttenpapier, in Pergament M. 90.—.

ALTFRANZÖSISCHE NOVELLEN. Zwei Bände. Übertragen von *Paul Hansmann.* Mit Titelholzschnitten und Zierstücken nach alten Originalen. In Pappbänden M. 10.—; in Leder M. 14.—.

ALTITALIÄNISCHE NOVELLEN. Zwei Bände. Ausgewählt und übersetzt von *Paul Ernst.* Mit venezianischen Titelholzschnitten, Initialen und Zierstücken aus dem 14. Jahrhundert. *Zweite Auflage.* In Pappbänden M. 8.—; in Leder M. 12.—.

ALEXANDER OLBRICHT: ZWÖLF RADIERUNGEN AUS WEIMAR. In Pappband M. 12.—.

OMAR CHAJJÂM VON NESCHAPUR: RUBA'IJAT. Aus dem Englischen des *Edward Fitzgerald* in deutsche Verse übertragen von *G. D. Gribble.* Titel- und Einbandzeichnung und Initialen von *Marcus Behmer.* In Pappband M. 8.—; in Leder M. 12.—.

WALTER PATER: MARIUS DER EPIKUREER. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von *Felix Paul Greve.* In Leinen M. 9.—; in Leder M. 12.—.

JEAN PAUL: DES LUFTSCHIFFERS GIANNOZZO SEEBUCH. Mit 15 Vollbildern, mehrfarbigem Titelbild in Lichtdruck, Umschlag- und Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* In Pappband M. 12.—. *Vorzugsausgabe:* 150 Exemplare mit handkolorierten Bildern, in Pergament M. 30.—.

GESCHICHTEN AUS DEM ALTEN PITAVAL. Herausgegeben nach der von *Schiller* getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von *Paul Ernst.* Drei Bände. Geheftet M. 9.—; in Leinen M. 12.—; in Leder M. 15.—.

DES GRAFEN AUGUST VON PLATEN GEDICHTE. Neu herausgegeben von *Rudolf Schlösser.* Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—. *Vorzugsausgabe:* 100 Exemplare auf Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

FRANZ GRAF POCCI: LUSTIGES KOMÖDIENBÜCHLEIN. Zwei Bände. In Auswahl neu herausgegeben von P. *E. Schmidt* und *K. v. Rózycki.* Mit vielen Bildern, zum Teil nach unveröffentlichten Zeichnungen *Poccis.* In Halbpergament M. 10.–.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von *Mathilde Mann. Dritte Auflage.* Geheftet M. 8.–; in Leinen M. 10.–.

ALEXANDER POPE: DER LOCKENRAUB. Ein komisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* Mit den neun Bildern und der Einbandzeichnung von *Aubrey Beardsley.* 800 Exemplare No. 1–100 auf Japanpapier, in Kalbleder M. 40.–; No. 101 bis 800 auf Büttenpapier, in Pappband M. 14.–.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Deutsche Übertragung von *Julius Zeitler.* Mit 4 Vollbildern von *Franz von Bayros. Zweite Auflage.* In Halbleder M. 6.50; in Leder M. 7.50.

DIE PSALMEN in der Lutherischen Übersetzung. Ausstattung von *F. W. Kleukens.* 500 Exemplare: 10 Exemplare auf Pergament, in Cap-Maroquin M. 300.–; 50 auf Japanbütten, in Saffianleder M. 100.–; 440 auf van Gelder-Bütten, in Pergament M. 40.–.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

RAINER MARIA RILKE: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bändchen. *Dritte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Pappbänden M. 6.–; in Leder M. 10.–.

RAINER MARIA RILKE: DIE FRÜHEN GEDICHTE. Des Buches „Mir zur Feier" *zweite Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RAINER MARIA RILKE: NEUE GEDICHTE (aus den Jahren 1905–1907). *Zweite Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RAINER MARIA RILKE: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. *Zweite Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RAINER MARIA RILKE: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. *Dritte Auflage.* In Leinen M. 4.–.

RAINER MARIA RILKE: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.–.

RAINER MARIA RILKE: DAS STUNDENBUCH. *Fünfte Auflage.* In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.–.

RAINER MARIA RILKE: DAS BUCH DER BILDER. *Dritte, sehr vermehrte Ausgabe.* In Pappband M. 4.50; in Leder M. 8.–.

ARTHUR RIMBAUD: LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von *K. L. Ammer,* eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Bildnis *Rimbauds* in Heliogravüre. In Leinen M. 7.–.

RÜBEZAHL-GESCHICHTEN: das sind wahrhafftige, und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl, für den Curiösen Liebhaber auffs Neue an Tag gegeben. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. 800 numerierte Exemplare, in Pappband M. 10.–.

HANS SACHSENS AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Zwei Bände. Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten gehörigen Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–. *Vorzugsausgabe*: 200 numerierte Exemplare mit kolorierten Holzschnitten, in Schweinsleder M. 50.–.

FELIX SALTEN, DAS SCHICKSAL DER AGATHE. Drei Novellen. Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Vollbildern. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß. Zweite Auflage.* Geheftet M. 10.–; in Halbpergament M. 12.–.

KARL SCHEFFLER: PARIS. Mit 71 Vollbildern. *Dritte Auflage.* Geheftet M. 10.–; in Halbpergament M. 12.–.

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 3.–; in Leinen M. 4.–; in Leder M. 6.–.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE, in sechs Bänden. Herausgegeben von *Albert Köster* und *Max Hecker.* (*Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.*) In Leinen M. 20.–; in Leder M. 28.–.

Die einzelnen Bände sind auch unter besonderen Titeln zum Preise von je M. 4.–, *in Leinen und M.* 5.– *in Leder erschienen*: *Dramen I. Teil.*

Dramen II. Teil. Gedichte und Erzählungen. Historische Schriften. Philosophische Schriften. Übersetzungen.

SCHOKOLADE AM DREIKÖNIGSTAG. Zeichnungen von *Helene Gräfin Harrach.* Verse von *R. A. Schröder.* Gebunden M. 5.—.

DIE SCHÖNE SEELE. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der *Susanna Katharina von Klettenberg.* Herausgegeben von *Heinrich Funck.* Mit 10 Lichtdruck-Tafeln. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 8.—.

ARTHUR SCHOPENHAUERS BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE SEINES LEBENS. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Brahn.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

SCHOPENHAUERS WERKE, in fünf Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M. 20.—; in Leder M. 26.—.

Einzeln werden die Bände wie folgt geliefert:

DIE WELT ALS WILLE UND VORSTELLUNG. Zwei Bände. Herausgegeben von Eduard Grisebach. In Leinen M. 8.— ; in Leder M. 10.—.

KLEINERE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Max Brahn. In Leinen M. 5.— ; in Leder M. 6.—.

PARERGA UND PARALIPOMENA. Zwei Teile. Zwei Bände. Herausgegeben von Hans Henning. In Leinen M. 9.— ; in Leder M. 11.—.

ADELE SCHOPENHAUER: TAGEBÜCHER. Zum ersten Mal herausgegeben von *Kurt Wolf.* Zwei Bände. Mit 17 von *Adele Schopenhauer* geschnittenen Silhouetten. In Halbpergament M. 8.—.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband M. 3.—.

GUSTAV SCHWAB: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler.* Titel- und Einbandzeichnung von *F. H. Ehmcke.* a) Nicht illustrierte Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M. 8.—. b) Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen). In Leinen M. 12.—.

SHAKESPEARES SONETTE. Nachdichtung von *Eduard Saenger.* In Halbpergament M. 5.—; in Leder M. 10.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

SOKRATES, geschildert von seinen Schülern. Übertragung und Erläuterungen von *E. Müller.* Zwei Bände. Mit Wiedergabe der

Neapler Sokrates-Herme in Lichtdruck. Einbandzeichnung von *F. H. Ehmcke.* Geheftet M. 9.–; in Leinen M. 12.–.

Erster Band: Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, Die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras, Ein Gastmahl. Zweiter Band: Xenophon: Ein Gastmahl. Plato: Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon; Anhang: Drei Sokratesjünger.

CARL STERNHEIM: DON JUAN. Eine Tragödie. Geheftet M. 5.–; in Halbleder M. 8.–; in Ganzleder M. 15.–.

CARL STERNHEIM: DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. Geheftet M. 3.–; in Halbpergament M. 4.–.

CARL STERNHEIM: DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.–. *Vorzugsausgabe:* 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Leder M. 20.–.

CARL STERNHEIM: ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.–.

ADALBERT STIFTER: STUDIEN. Vollständige Ausgabe der Erzählungen Stifters in zwei Bänden. Titel- und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede. Zweite, revidierte Auflage* (4. bis 8. Tausend). In Leinen M. 7.50; in Leder M. 10.–.

ADALBERT STIFTER: AUS DEM ALTEN WIEN. Zwölf Studien. Herausgegeben von *Otto Erich Deutsch.* Mit 20 Vollbildern. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.–.

HENRICH STILLINGS JUGEND, EINE WAHRHAFTE GESCHICHTE. Titelvignette und Titelkupfer nach *Chodowiecki.* In Pappband M. 4.–.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: GEDICHTE UND SZENEN. In Halbpergament M. 4.50.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: NEUE GEDICHTE. In Halbpergament M. 4.50.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSEND UND EIN NÄCHTEN. Erste vollständige deutsche Ausgabe in zwölf Bänden, auf Grund der *Burton*schen englischen Ausgabe besorgt von *Felix Paul Greve.* Mit einer Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal* und

einer Abhandlung von *Karl Dyroff* über Entstehung und Geschichte des Werkes. Geheftet M. 60.—; in Leinen M. 72.—; in Leder M. 84.—.

TAUSEND UND EINE NACHT. Aus der von *Felix Paul Greve* besorgten vollständigen Übersetzung ausgewählt und herausgegeben von *Paul Ernst.* Doppeltitel, Initialen und Einband von *Marcus Behmer.* Vier Bände. In Halbleinen M. 16.—; in Leder M. 28.—.

TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst.* Übertragen von *Felix Paul Greve* und *Paul Hansmann.* Vier Bände. Geheftet M. 16.—; in Leinen M. 20.—; in Leder M. 28.—. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament M. 56.—.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Joseph Bédier.* Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—. *Vorzugsausgabe*: 100 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Kalbleder M. 25.—.

REDEN UND GLEICHNISSE DES TSCHUANG-TSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber.* Einbandzeichnung von *E. R. Weiß.* Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—. *Vorzugsausgabe*: 50 Exemplare auf Japanpapier, in Kalbleder M. 25.—.

IWAN TURGENJEFF: GEDICHTE IN PROSA. Übertragen von *Th. Comichau. Zweite Auflage.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 3.50.

LEONORA CHRISTINA GRÄFIN ULFELDT: DENKWÜRDIGKEITEN (GENANNT LEIDENSGEDÄCHTNIS) AUS IHRER GEFANGENSCHAFT IM BLAUEN TURM DES KÖNIGSSCHLOSSES ZU KOPENHAGEN 1663 bis 1685. Bearbeitet und neu herausgegeben von *Clara Prieß.* Mit fünf Bildnissen in Lichtdruck. In Pappband M. 5.—; in Leder M. 7.50.

Aus der Einleitung: *Wie diese Königstochter sich unter ihr Kreuz beugen lernt, wie sie sich aus Trübsal und Gebundenheit emporringt zu einer köstlichen Freudigkeit des Geistes und der wahren Freiheit der Kinder Gottes, das gehört mit zu den stolzesten Blättern der Menschheitsgeschichte. So haben diese ihre hinterlassenen Aufzeichnungen auf manchen Seiten in Form und Inhalt einen Hauch des Klassischen, Ewigen, kraft dessen sie sich den wahrhaft großen „menschlichen Dokumenten" anreihen und zu dem Wertvollsten gehören, was, von Frauenhand geschrieben, auf uns und unsere Zeit gekommen ist.*

EIN KURTZWEILIG LESEN VON DYL ULENSPIEGEL GEBOREN USZ DEM LAND ZU BRUNSZWICK. Faksimileneudruck des ältesten Eulenspiegelbuchs nach dem einzigen im British Museum zu London erhaltenen Exemplar von 1515. Mit 86 Holzschnitten. Herausgegeben von *Edward Schröder.* 400 Exemplare: Nr. 1–100 mit kolorierten Holzschnitten, in Ganzpergament M. 75.–; Nr. 101–400 in Halbpergament M. 40.–.

HENRY VAN DE VELDE: ESSAYS. Mit Einbandzeichnung vom Verfasser. Geheftet M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–.

HENRY VAN DE VELDE: VOM NEUEN STIL. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.–.

EMILE VERHAEREN. In drei Bänden. I. Band: Emile Verhaeren, von *Stefan Zweig.* II. Band: Emile Verhaerens Gedichte, ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig.* III. Band: Emile Verhaerens Dramen (Helenas Heimfahrt, Das Kloster, Philipp II.), übertragen von *Stefan Zweig.* Preis des Gesamtwerkes (drei Bände): geheftet M. 10.–; in Leinen M. 15.–; in Leder M. 20.–. Einzelpreis der Bände (die keine Bandbezeichnung tragen): geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.–; in Leder M. 7.–.

EMILE VERHAEREN: HELENAS HEIMKEHR. Drama. Nachgedichtet von *Stefan Zweig.* 300 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament M 15.–.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

EMILE VERHAEREN: DIE GESICHTER DES LEBENS. Deutsche Nachdichtung von *Erna Rehwoldt.* 550 Exemplare. In Halbpergament M. 5.–.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

EMILE VERHAEREN: DIE GETRÄUMTEN DÖRFER. Deutsche Nachdichtung von *Erna Rehwoldt.* 550 Exemplare. In Halbpergament M. 5.–.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

EMILE VERHAEREN: LES HEURES DU SOIR. Urausgabe des französischen Textes der Gedichte. Einband von *Henry van de Velde.* 500 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Halbleder M. 20.–.

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE: DIR. Gedichte und Zeichnungen. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 10.—.

KARL VOLLMOELLER: WIELAND. Ein Märchen in drei Akten. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.—.

VOLTAIRES BRIEFWECHSEL. Ausgewählt und übertragen von *K. Schirmacher.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

RICHARD WAGNER: WIELAND DER SCHMIEDT. Titel, Initialen und Einband von *F. W. Kleukens.* 150 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Leder M. 24.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

OSKAR WALZEL: VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

JAKOB WASSERMANN: DER LITERAT ODER MYTHOS UND PERSÖNLICHKEIT. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

WILHELM WEIGAND: STENDHAL UND BALZAC. Zwei Essays. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

WILHELM WEIGAND: DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901 bis 1909. In Halbpergament M. 5.—.

WEIMAR IN DEN BEFREIUNGSKRIEGEN. Drei Teile.

Erster Teil: ERINNERUNGEN AUS DEN KRIEGSZEITEN VON 1806 bis 1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. Mit dem Bildnis Friedrich von Müllers. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

Zweiter Teil: JOHANNES FALKS KRIEGSBÜCHLEIN. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806 bis 1813 Mit dem Bildnis Joh. Falks. Geheftet M. 2.—; in Leinen M. 3.—.

Dritter Teil: BERICHTE UND BRIEFE DER ZEITGENOSSEN; AUFRUFE UND SONSTIGE DOKUMENTE, gesammelt und eingeleitet von Friedrich Schulze. Mit zahlreichen Abbildungen. (In Vorbereitung.)

CHRISTOPH MARTIN WIELANDS WERKE. Drei Bände. Neue Taschenausgabe, besorgt von *Franz Deibel.* In Pappbänden M. 8.—; in Leder M. 15.—; in Pergament M. 20.—.

Die Bände sind auch einzeln zu haben:

WIELANDS KLEINE VERSERZÄHLUNGEN. Mit Goethes Rede auf Wieland. In Leder M. 4.50; in Pergament M. 6.—.
WIELAND: OBERON. In Leder M. 4.50; in Pergament M. 6.—.
WIELAND: DIE ABDERITEN. In Leder M. 6.—; in Pergament M. 8.—.

OSCAR WILDE: DIE BALLADE VOM ZUCHTHAUSE ZU READING. Übertragen von *Wilhelm Schölermann. Fünfte Auflage.* In Pappband M. 2.–.

OSCAR WILDE: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Ein Roman. Übertragen von *Hedwig Lachmann. 3. bis 5. Tausend.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 7.–.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 21. bis 30. Tausend.* In Pappband M. 3.–; in Leder M. 8.–.

OSCAR WILDE: GEDICHTE. Übertragen von *Gisela Etzel.* In Halbpergament M. 8.–.

OSCAR WILDE: ZWEI GESPRÄCHE VON DER KUNST UND VOM LEBEN. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer.* Geheftet M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

OSCAR WILDE: SALOME. Tragödie in einem Akt. Übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit Doppeltitel, zwei Vollbildern und Einband von *Marcus Behmer. Fünfte Auflage.* Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–.

IN MEMORIAM OSCAR WILDE. („Lehren und Sprüche", „Gedichte in Prosa", von *Wilde*, Essays über Wilde.) *Dritte, vermehrte Auflage.* Geheftet M. 3.–; in Pappband M. 4.–.

DIE ZAUBERFLÖTE. Eine Oper in drei Aufzügen, neubearbeitet von *C. A. Vulpius.* Neudruck des Textes der ersten Aufführung zu Weimar am 16. Januar 1794. Mit einem Nachwort von *Hans Loewenfeld.* 300 Exemplare. In Leder M. 8.–.

STEFAN ZWEIG: ERSTES ERLEBNIS. Vier Erzählungen aus Kinderland. Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* Geheftet M. 3.50; in Pappband M. 5.–.

STEFAN ZWEIG: DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. In Leder M. 6.–.

STEFAN ZWEIG: TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. In Halbpergament M. 4.–. *Vorzugsausgabe*: 20 Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament M. 12.–.

DIE ZWANZIG ZWEI-MARK-BÄNDE.

In Pappband 2 Mark; in Leder 4 Mark 50 Pf.

LUDWIG VAN BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann. 11. bis 20. Tausend.*

DIE BIBEL, ausgewählt. Herausgegeben von *A.* und *P. G. Grotjahn.*

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Eingeleitet von *Rudolf Eucken.*

GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit drei Silhouetten. *11. bis 20. Tausend.*

GOETHES SPRÜCHE IN PROSA. Herausgegeben und eingeleitet von *Herman Krüger-Westend.*

GOETHES SPRÜCHE IN REIMEN. Herausgegeben und eingeleitet von *Max Hecker.*

AUS GOETHES TAGEBÜCHERN. Ausgewählt und eingeleitet von *Hans Gerhard Gräf.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster. 31. bis 40. Tausend.*

GRIMMS DEUTSCHE SAGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Merker.*

JOHANN GOTTFRIED HERDER: IDEEN ZUR KULTURPHILOSOPHIE. Ausgewählt und herausgegeb. von *O. Braun.*

WILHELM V. HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.*

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter.*

HEINRICH VON KLEISTS ERZÄHLUNGEN. Eingeleitet von *Erich Schmidt.*

LESSINGS BRIEFE. In Auswahl herausgegeb. von *Julius Petersen.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.*

OTTO LUDWIG: DIE HEITERETHEI. Ein Roman. Herausgegeben von *Paul Merker.*

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann.*

DIE BRIEFE DES JUNGEN SCHILLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Max Hecker.* Mit einer Silhouette.

DER JUNGE SCHUMANN: DICHTUNGEN UND BRIEFE Herausgegeben von *Alfred Schumann.*

RICHARD WAGNER: AUSWAHL SEINER SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Houston Stewart Chamberlain.*

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band gebunden in Leinen 3 Mark; in Leder 5 Mark

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW.

CHARLES DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.*

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung bearbeitet von *Severin Rüttgers.*

F. M. DOSTOJEWSKI: SCHULD UND SÜHNE. (Raskolnikov.) Übertragen von *H. Röhl.*

GUSTAVE FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig.*

GUSTAVE FLAUBERT: SALAMBO. Historischer Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig.*

LOUISE VON FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN.

LOUISE VON FRANÇOIS: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGS-SÖHNE.

JEREMIAS GOTTHELF: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann.*

JENS PETER JACOBSEN: NIELS LYHNE. Autorisierte Übertragung von *Anka Matthiesen.*

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von *Felix Paul Greve.*

WALTER SCOTT: IVANHOE. In der Übersetzung von *L. Tafel.*

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der Übertragung von *Aug. Schäfer.*

W. M. THACKERAY: DIE GESCHICHTE DES HENRY ESMOND von ihm selbst erzählt. Übertragen von *E. von Schorn.*

LUDWIG TIECK: VITTORIA ACCOROMBONA.

CLAUDE TILLIER: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von *Rud. G. Binding.*

IWAN TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung.

TUTI-NAMEH oder DAS PAPAGEIENBUCH. Nach der türkischen Fassung übersetzt von *Georg Rosen.*

WILHELM WEIGAND: DIE FRANKENTHALER.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jedes Bändchen in Pappband mit Buntpapierüberzug 50 Pf.

1. RAINER MARIA RILKE: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke.
2. MIGUEL DE CERVANTES: Geschichte des Zigeunermädchens.
3. H. VAN DE VELDE: Amo.
4. BISMARCK: Vier Reden zur äußeren Politik.
5. EMILE VERHAEREN: Hymnen an das Leben. Gedichte, übertragen von *Stefan Zweig.*
6. FRIEDRICH DER GROSSE: Drei politische Schriften.
7. GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande .. des Freiherrn von Münchhausen.
8. HUGO VON HOFMANNSTHAL: Der Tod des Tizian. Idylle. Zwei Dichtungen.
9. PLATO: Die Verteidigung des Sokrates. Kriton. Übertragen und erläutert von *Emil Müller.*
10. GOETHES BRIEFE AN AUGUSTE ZU STOLBERG. Mit einer Zeichnung Goethes.
11. JENS PETER JACOBSEN: Mogens. Übertragen von *Mathilde Mann.*
12. GUSTAVE FLAUBERT: Die Sage von Sankt Julian dem Gastfreien. Übertragen von *Ernst Hardt.*
13. ERNST HARDT: An den Toren des Lebens.
14. AUCASIN U. NICOLETE.
15. HEINRICH V. TREITSCHKE: Die Freiheit.
16. FÜNF SEHR ANMUTIGE GESCHICHTEN DES VIELGELÄSTERTEN GIOVANNI DI BOCCACCIO.
17. FRIEDRICH ROCHLITZ: Tage der Gefahr. Ein Tagebuch der Leipziger Schlacht.
18. JOBST SACKMANNS PREDIGTEN.
19. HONORÉ DE BALZAC: Facino Cane. Sarrasine.
20. JOHANNES SCHLAF: In Dingsda.
21. NOVALIS: Hymnen an die Nacht. Die Christenheit.
22. RICARDA HUCH: Liebesgedichte.
23. RUDOLF G. BINDING: Der Opfergang. Eine Novelle.
24. NICOLAJ GOGOL: Der Mantel. Übertragen von *R. Kassner.*
25. OSKAR WALZEL: H. Ibsen.
26. DAS WANDERBÜCHLEIN DES JOHANNES BUTZBACH.
27. DIE ANTIGONE DES SOPHOKLES. Übertragen von *August Böckh.*

INHALT DES ALMANACHS

Den achten Jahrgang des Insel-Almanachs druckte die Offizin Fr. Richter in Leipzig. – Den Umschlag und die Monatsbilder zeichnete Emil Preetorius.



